
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Juli 7/2008

Aus dem Inhalt

Alois Jansen „Ich bin da – für euch“	193
Axel Hammes „Damit Gott sei alles in allem“ (1 Kor 15,28)	195
Michael Richardy Stewardship	201
Andreas Fritsch Tempowechsel statt Geschwindigkeitsrausch	209
Michael van Lay-Exeler Ein Brief an die Mitglieder des Pfarrgemeinderates St. Margareta Brühl	212
Wolfgang Bußler Begräbnisdienst	220
Literaturdienst:	222
Franz-Josef Nocke: Was können wir hoffen? Regine Correns: Wo wohnst du?	

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Msgr. Dr. Alois Jansen, Danziger Str. 52 a, 20099 Hamburg |
Pfr. Dr. Axel Hammes, Im Kämpchen 9c, 42279 Wuppertal |
Michael Richardy, Kirchplatz 6, 52428 Jülich |
Andreas Fritsch, Aegidiistr. 18, 48143 Münster |
Michael van Lay-Exeler, Ricarda-Hoch-Weg 29, 50321 Brühl |
Pfr. Wolfgang Bußler, Liebfrauenstr. 16, 41066
Möchengladbach

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfing 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 10-12, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Alois Jansen

„Ich bin da – für euch“

*Du, der du uns deinen Namen genannt
und uns Mut gemacht hast, dich anzuspre-
chen,
wir kommen zu dir und sagen:
Gott, unser Vater,
wir danken dir, dass du für uns da bist.
Hilf uns,
dass auch wir für dich leben –
und für die Menschen,
in denen du uns begegnest.
Darum bitten wir durch Jesus Christus
(aus: Tagesgebete zur Auswahl)*

Es gibt einen Menschen, der vor etwa drei-
tausend Jahren die Frage nach dem Namen
Gottes gestellt hat: Wer bist du, welchen Na-
men trägst du, wie können wir dich erfahren?

Das Volk dieses Mannes, das Volk Israel,
war in der Verbannung, unter der Knecht-
schaft des Pharaos, des Herrschers in Ägyp-
ten: ein ganzes Volk, geknechtet unter der
Herrschaft eines Diktators.

Mose hatte den Auftrag erhalten: „Führe
mein Volk aus Ägypten, führe mein Volk aus
der Knechtschaft hinaus in die Freiheit.“

Und Mose fragt: „Wer bist du, der mir die-
sen Auftrag gibt?“

Und Mose erhält die Antwort: „Ich bin
Jahwe“, das heißt: „Ich bin da, ich bin da für
euch. Das ist mein Name! Ich werde dich
begleiten und ich werde dein Volk begleiten
auf dem Weg aus der Knechtschaft heraus,
hinein in die Freiheit.“

Und dann hat das Volk Israel, jeder
Einzelne und das ganze Volk, seine
Geschichte, alles, was geschehen ist, ge-
deutet, erklärt von diesem Namen des Gottes
her: Ich bin da, ich bin da für euch in allen
Situationen, in allem Leid und in aller
Freude.

Das Volk Israel hat an dieser Überzeugung
festgehalten: in allem Leid, in allem Jammer,
in aller Freude und in allem Jubel, immer ist
Gott da und bleibt da und begleitet uns.

Kann es uns gelingen, unser Leben und all
das, was uns tagtäglich geschieht, von Gott
her zu deuten? Zu erfahren, dass er da ist in
meinem Leben?

In unserem Beten schauen wir auf Jesus
Christus. Er war eins mit Gott, den er seinen
Vater nannte, und er war ganz für die Men-
schen da. Im Blick auf Jesus, in unserem
Beten, vor allem in der Feier der Eucharistie
können wir erfahren, dass Gott da ist – für
uns.

Und im Blick auf Jesus beten wir zu Gott:
Hilf uns, dass auch wir für dich leben.

„Für dich leben“! Das heißt doch nichts
anderes, als ihn, Gott, zu loben und zu preisen.

Im Blick auf Jesus kann ich also getrost und
gelassen, geduldig und mutig mein Leben be-
stehen.

Aber dann darf ich auch mal unter Tränen
schreien und klagen und zweifeln und auf
Jesus schauen, der auch geweint und geklagt
und geschrien hat. Und meine Tränen und
meine Klagen werden dann auch Gebet sein
zu einem Gott, der meine Tränen und meine
Klagen versteht – und in allem da ist für mich.

Es ist gut, dass wir in einer ganz großen
Gemeinschaft des Glaubens und des Betens
leben.

Für mich ist das alles Stärkung und
Ermutigung zugleich. Ich bin nicht allein.
Ich lebe und glaube mit vielen anderen
zusammen. Mit den vielen bin ich der Über-
zeugung, dass mir in Jesus das Antlitz
aufleuchtet. Das gibt mir Zuversicht und
Hoffnung und Mut zum Leben – Gott ist in
Jesus da für mich.

Kann uns das gelingen in unserem Alltag, in der Hektik unseres Lebens? Natürlich ist es angebracht, Augenblicke der Ruhe und der Muße zu finden, wie Jesus selbst sie gefunden hat. Dennoch können wir in unserem Alltag immer wieder die Verbindung zu Gott suchen und unser Leben deuten als ein Leben mit Gott, der für uns da ist.

Von meiner Mutter habe ich den Satz gehört: „In der Gegenwart Gottes leben“. Der Satz hat mich durch mein Leben begleitet. Das ist nichts Anderes als wenn Elie Wiesel, der große Friedensnobelpreisträger von 1986, sagt: „Mache ein Gebet aus deinem Leben: ein Gebet des Dankens, des Bittens, der Freude, des Jubels, des Leidens und des Klagens“. Durch das Beten, auch wenn es nur ein Sammeln und vielleicht nur ein Fragen und Suchen ist, finde ich Gott, der für mich da ist.

Und dann beten wir noch: „Hilf uns, dass wir für die Menschen leben, in denen du uns begegnest“.

Für Gott leben bedeutet aber für uns Christen vor allem, dass wir leben für die Menschen, in denen er uns begegnet. Das ist ein urchristlicher Gedanke: In den Mitmenschen begegnet uns Gott selbst, denn jeder Mitmensch ist Ebenbild Gottes. Wenn wir für die Mitmenschen da sind, bereit zu helfen und zu dienen, begegnen wir Gott selbst.

Ich erinnere an die Geschichte von einem Rabbi, einem jüdischen Lehrer. Da kommt ein Schüler zu ihm und fragt: „Früher gab es doch Menschen, die Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Warum gibt es das heute nicht mehr?“ Da antwortete der Rabbi: „Weil sich heute niemand mehr so tief bücken kann“. Sich tief bücken! Zu den Armen, Lahmen, Krüppeln und Kranken muss man sich tief bücken.

Jesus hat das getan! Das gehörte zu seinem Leben, zu seiner Sendung! Für die Menschen da sein!

Ähnlich hat vor einigen Jahren der Bischof von Erfurt, Joachim Wanke, einen bemerkenswerten Satz gesagt: „Es sollte keinen von uns geben, der nicht irgendwo eine Stelle hat, wo er sich hinkniet und jemandem die Füße wäscht.“

Liebe Leserinnen und Leser,

toppaktuell beginnt das Juliheft mit einem Beitrag zum soeben vom Hl. Vater in Rom eröffneten Paulusjahr aus der Feder des Neutestamentlers und Kölner Diözesanpriesters **Pfarrer Dr. Axel Hammes**, der die Gestalt des Paulus unter dem Aspekt der Berufung, der Mission, des Praxisbezuges seiner Theologie sowie seines Universalismus betrachtet.

Es folgen drei pastoral ausgerichtete Artikel. Pastoralreferent **Michael Richardy** aus Jülich stellt auf dem Hintergrund seiner Erfahrungen im Erzbistum Chicago ein Modell des Gemeindeaufbaus und -lebens vor, das um den Begriff „Stewardship“ kreist. Durch einen Blick über den Tellerrand des eigenen Kontinents können neue Perspektiven gewonnen werden für die seelsorgliche und pastorale Arbeit vor Ort, die nutzt, was die Gläubigen an Zeit, Talenten und materiellen Gütern mitbringen.

Andreas Fritsch, Pastoralreferent und Leiter der Fachstelle Gemeindeberatung im Bistum Münster, setzt sich mit dem Artikel zur Sinusmilieustudie von B. Wunder und A. Walek in Pbl 2/2008 auseinander und plädiert für eine Entschleunigung in den Prozessen der Pastoralplanung.

Schließlich soll auch die Stimme eines Gemeindemitglieds zur Sprache kommen. **Michael van Lay-Exeler**, PGR-Mitglied in Brühl setzt sich kritisch und zugleich anregend mit der Art und Weise auseinander wie die Kirche ihre christlichen Hochfeste feiert.

Am Ende steht noch einmal ein Erfahrungsbericht. **Pfarrer Wolfgang Bußler** aus Mönchengladbach geht anhand seiner eigenen Priesterlaufbahn die Stationen durch, wie sich aus seiner Warte der Beerdigungsdienst der Kirche entwickelt hat und was zu tun ist.

Mit guten Wünschen für alle, die sich in diesem Monat im Urlaub neu stärken wollen, grüßt Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

„Damit Gott sei alles in allem“ (1 Kor 15,28)

Perspektiven für Glauben und
Kirche im Paulusjahr 2008/9

Paulus hat es weder sich selbst noch anderen leicht gemacht. Von Anfang an verbanden sich mit Person und Werk des Völkerapostels schwere Konflikte und enorme Schwierigkeiten. Schon im Neuen Testament finden wir ein erstes Zeugnis vom Streit, der sich an der richtigen Interpretation seiner Briefe



entzündete. So lesen wir im Zweiten Petrusbrief: „Seid überzeugt, dass die Geduld unseres Herrn eure Rettung ist. Das hat euch auch unser geliebter Bruder Paulus mit der ihm geschenkten Weisheit geschrieben; es steht in allen seinen Briefen, in denen er davon spricht. In ihnen ist manches schwer zu verstehen, und die Unwissenden, die noch nicht gefestigt sind, verdrehen diese Stellen ebenso wie die anderen Schriften zu ihrem eigenen Verderben“ (2 Petr 3,15f). Der Verfasser lässt sich hier erst gar nicht auf inhaltliche Auseinandersetzungen ein. Er begnügt sich allein mit dem Hinweis auf seine nahtlose Übereinstimmung mit Paulus und mit einer eindringlichen Warnung vor dem Missbrauch seiner Briefe. Paulus hat provoziert. Von ihm gingen die entscheidenden Anstöße aus, damit eine kleine jüdische Sekte ihren weltweiten Erfolg zug antreten konnte und zur weltumspannenden Gemeinschaft der Kirche wurde.

Rückbesinnung auf den Apostel der Völker

An die Geburt des Apostels Paulus vor 2000 Jahren¹ soll nun ein eigenes Paulusjahr erinnern. Mit einer Vesper in der Basilika St. Paul vor den Mauern wird es Papst Benedikt XVI. am 28. Juni feierlich eröffnen. Schon mit der Einladung des Patriarchen von Moskau und ganz Russland, Alexej II., zur Eröffnung des Festjahres wird ein wesentlicher Akzent dieses Jahres gesetzt: Vom Gedenkjahr sollen Impulse für die Einheit und Eintracht aller Christen ausgehen. An den festlichen Auftakt werden sich dann in Rom eine ganze Reihe von pastoralen, sozialen und religiös-kulturellen Initiativen anschließen. Das Paulusjahr sollte sich nicht erschöpfen in einem Reigen offizieller Kongresse und Feierlichkeiten, sondern an vielen Orten der Weltkirche² zu einer Rückbesinnung führen, die das Erbe des Völkerapostels wiederentdeckt.

Wie kaum eine andere Gestalt des Urchristentums hat Paulus die Geschichte der Kirche

geprägt, angefangen bei der schlichten Tatsache, dass der – zumindest nach der Zahl der Schriften – mit Abstand größte Teil des Neuen Testaments das paulinische Schrifttum umfasst und sich die Apostelgeschichte des Lukas wie ein ausgiebiges Echo auf seine Person und sein Werk liest. Die Entwürfe der großen Theologen in der Alten Kirche wie die eines Irenäus von Lyon, Origenes oder Augustinus profilierten sich nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit Paulus³. Die Gewichte verschoben sich ein weiteres Mal, als in der reformatorischen Theologie die Rechtfertigungslehre nicht nur zur Mitte paulinischer Theologie erklärt wurde, sondern zu so etwas wie einem Kanon im Kanon aufstieg. An Paulus schieden und scheiden sich die Geister, aber auch immer noch die Konfessionen?⁴

Was aber könnte eine Beschäftigung mit der markanten Persönlichkeit des Paulus und seinen anspruchsvollen Briefen heute beitragen zur Belebung unseres Glaubens? Was wäre von ihm zu lernen in einer Situation, wo sich die Kirche auch hierzulande um neue Wege bemüht, ihren missionarischen Auftrag zu erfüllen? Doch laufen wir so nicht Gefahr, Paulus mit unseren Erwartungen zu überfrachten? Alle seine Briefe waren ja ursprünglich als Gelegenheitschriften gedacht, die Antwort geben wollten auf konkrete Probleme in den Gemeinden. Dennoch hat Paulus in ihnen ein theologisches Denken entwickelt, das in seiner Breite und Tiefe auch heute noch herausfordert. War die theologische Forschung über lange Zeit vornehmlich an der *Lehre* des Apostels interessiert, aus der sich sein dogmatisches System konstruieren ließ, so gewann die Art, wie Paulus argumentiert, mit welchen Strategien er Konflikten begegnet und auf welche Art er Menschen für sein Glaubensverständnis zu gewinnen versucht, an Bedeutung. Darin zeichnet sich eine Haltung gegenüber dem eigenen Aposteldienst ab, die von erheblicher theologischer und auch spiritueller Tragweite ist. In dieser Hinsicht wollen die folgenden vier Schlaglichter erste Gedankenanstöße zum beginnenden Paulusjahr geben.

Am Anfang des Christseins: Berufung

Paulus bringt schon eine Menge mit, bevor sich jene einschneidende Lebenswende vor den Toren von Damaskus ereignet, auf die die Apostelgeschichte gleich an drei Stellen⁵ ausführlich zu sprechen kommt. Denn hier steht ja keineswegs ein Mensch vor uns, dem Gott nichts bedeutet und der mit seinem Gesetz nichts anzufangen gewusst hätte. Ganz im Gegenteil: Sein pharisäisch geschultes Schriftverständnis (vgl. Apg 22, 3) wie seine strenge Beachtung der Tora (vgl. Gal 1,14f; Phil 3,6) hat Paulus nach seiner Berufung zum Apostel der Völker nicht einfach als *Schaden* (Phil 3,7) hinter sich gelassen, sondern auf neue Weise und vor allem in neuer Perspektive entschieden ins Spiel gebracht. So radikal auch der Bruch mit der alten Lebensweise gewesen sein mag, eines trägt sich doch durch, wenn auch in grundlegender Umwandlung: sein Eifer für den Gott Israels. Äußerte dieser sich vor seiner Berufung als Eifer für die von Gott gegebene Tora, so wird er danach zum Eifer für die Einheit des neuen Gottesvolkes aus Juden und Nichtjuden in Christus (vgl. Gal 3,28). Seine leidenschaftliche Bekämpfung jener, die bei den Galatern auch für die Heiden Beschneidung fordern, hat genau darin ihren tiefsten Grund.

Gewiss: Das so genannte Damaskus-Erlebnis des Paulus bleibt seine außerordentliche Schlüsselerfahrung, in der ihm der gekreuzigte und auferstandene Christus als Gottes Sohn aufging. Aus jener *Offenbarung* ergibt sich aber auch unmittelbar seine besondere Berufung. Sein Christwerden hat Konsequenzen, die nicht bei der Erneuerung des inneren Menschen stehen bleiben, sondern ihn für den Dienst am Evangelium in die Pflicht nehmen. Ein Christ zu werden folgt dem Ruf Gottes in und für sein Volk, ist von Anfang an Berufung (vgl. 1 Kor 1,26; Eph 4,1.4). Paulus selbst auf jeden Fall hält sich nicht für eine absolute Ausnahmereignung, die nicht von jedem Christen nachgeahmt werden kann (vgl. 1 Kor 4,16;

Phil 3,17). Freilich gilt vom Apostel als Modell christlicher Existenz: „Nicht was Paulus von sich aus einzubringen hat: seine vorbildliche Persönlichkeit oder sein beispielhaftes Tugendstreben, sondern gerade was er nicht aus sich selbst ist: seine vom Gekreuzigten geprägte apostolische Existenz, ist Gegenstand der Nachahmung“.⁶

Noch immer ist die Glaubensbiographie der allermeisten von uns dadurch bestimmt, dass wir in die Kirche hineingeboren wurden. Den radikalen Existenzwechsel, der in der Taufe vollzogen wurde (vgl. Röm 6, 3-11), müssen wir erst im Laufe unseres weiteren Lebens bewusst einholen. Paulus jedenfalls genügt nicht, dass wir das Sakrament der Taufe empfangen haben, wenn damit nicht auch ein völlig neues Leben *in Christus* beginnt, das sich in den Aufbau des Leibes Christi aktiv einbringt (vgl. 1 Kor 14, 12). Gerade die Kirche in Deutschland lebt erheblich vom vielfältigen professionellen Dienst ihrer hauptamtlichen Mitarbeiter. Das zählt sicherlich zu ihren Stärken. Hat es aber nicht auch zu häufig dazu verleitet, Vertiefung und Weitergabe des Glaubens weg zu delegieren an die institutionelle Hand der Kirche?

Paulus als Missionar

Der Völkerapostel sah sich dazu berufen, das Evangelium bis an die Grenzen der damals bekannten Welt zu tragen (vgl. Röm 15,28f). Da er selbst im jüdisch-hellenistischen Diasporamillieu einer Provinzmetropole aufgewachsen war, konnte er seine Verkündigung in Sprache und Denkkategorien der hellenistischen Welt verständlich machen. Das gerade zu seiner Zeit expandierende Verkehrsnetz im Imperium Romanum machte erst die völkerübergreifende Missionstätigkeit des Apostels möglich. Von der Liebe Christi sieht er sich gedrängt (vgl. 2 Kor 5,14), seine ganze Existenz in die Waagschale der Verbreitung des Evangeliums zu werfen. Es scheint so, als wären die Christen Europas gerade erst wieder dabei, ihre

Mission neu wahrzunehmen inmitten einer zunehmend neuheidnischen Kultur. Als erstes wäre vom Völkerapostel neu zu lernen, dass Mission vor allem persönliches Engagement und entschiedene Hingabe bedeutet.

Aufschlussreich ist dabei aber auch die Vorgehensweise, mit der Paulus möglichst viele Menschen für das Evangelium zu gewinnen hofft. Sie beschreibt er näher in 1 Kor 9,19-23: „Denn obwohl ich frei bin von allen, habe ich mich selbst für alle zum Sklaven gemacht, damit ich möglichst viele gewinne. Den Juden bin ich ein Jude geworden, damit ich die Juden gewinne. Denen unter dem Gesetz wie einer unter dem Gesetz – obwohl ich selbst nicht unter dem Gesetz bin – damit ich die unter dem Gesetz gewinne, denen ohne Gesetz wie einer ohne Gesetz – obwohl ich doch nicht ohne Gesetz bin vor Gott, sondern bin in dem Gesetz Christi – damit ich die ohne Gesetz gewinne. Den Schwachen bin ich eine Schwacher geworden, damit ich die Schwachen gewinne. Allen bin ich alles geworden, damit ich auf alle Weise einige rette. Alles aber tue ich um des Evangeliums willen, um an ihm teilzuhaben.“

Dieser Text ist offen für schwere Missverständnisse. Denn Paulus will alles andere als ein religiöses Chamäleon sein, das sich seinen Gesprächspartnern opportunistisch anbietet. Doch hat sich der Apostel bewusst und intensiv auf die unterschiedlichen Lebenswelten der Menschen eingelassen, die ihm auf seinen Missionsreisen begegnet sind. Sein Vorgehen entspricht dabei weniger geschicktem, taktischen Kalkül, sondern versteht sich als Frucht der neuen, von Christus geschenkten Freiheit. Dass solche Freiheit nicht mit Beliebigkeit zu verwechseln ist, wird gerade im Ersten Korintherbrief deutlich an dem kritischen Maßstab, dem sich jede Verkündigung des Evangeliums zu stellen hat: am *Wort vom Kreuz* (1 Kor 1,18-25), das der Apostel gerade nicht durch intellektuelle Brillanz oder auftrumpfende Rhetorik um seine Kraft bringen will (1 Kor 1,17; 2,1). Dass mit diesem Wort

auch für die Korinther höchst unbequeme Wahrheiten verbunden sind, spiegelt sich in dem heftigen Disput, der in der korinthischen Korrespondenz seinen Niederschlag gefunden hat.

Zeugnisse praktischer Theologie

Die Briefe des Apostels stellen uns einen scharfsinnigen Denker vor Augen, der die urchristliche Überlieferung analytisch und systematisch zu durchdringen versteht. Doch schreibt Paulus keine gelehrten Abhandlungen, wie wir sie etwa vom stoischen Philosophen Seneca († 65 n. Chr.) kennen. Zeit seines Lebens bleibt Paulus tief im Judentum verwurzelt und damit in einer Religion, die die Frage nach dem richtigen Tun jeder theologischen Spekulation vorordnet. Und so entfaltet sich das paulinische Denken entlang der praktischen Fragen, die sich aus dem neuen Leben im Geist und für das Zusammenleben innerhalb der Gemeinden ergeben.

Weil die theologische Rezeption des Paulus sich vor allem auf den Römerbrief⁷ und seine breite theoretische Darlegung über Gesetz und Rechtfertigung konzentrierte, wurde dies auch als Mitte seines ganzen Denkens fixiert.⁸ Doch Paulus denkt und argumentiert immer situationsbezogen, auf die gestellten Probleme der Gemeinden hin und auch auf die Reife im Glauben seiner Zuhörer hin. So gehören die Korinther – ganz anders als etwa die Philipper (Phil 4,5) – aus Sicht des Apostels zu denjenigen, die *feste Speise* noch nicht vertragen können, sondern im Glauben Unmündigen entsprechend Milch von ihm zu trinken bekommen (vgl. 1 Kor 3,1ff). Was bei ihnen unterentwickelt ist, verschweigt er nicht, sondern besingt es in einem der wohl bekanntesten und beliebtesten Paulustexte, dem so genannten *Hohenlied* der Liebe, an dessen Schluss es heißt: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“ (1 Kor 13,13).

Diese Trias wird nicht nur hier, sondern gleich an mehreren Stellen in den Paulusbriefen erwähnt (1 Thess 1,3; 5,8; Röm 5, 1-5; 1 Thess 3,10-13; Gal 5,5f). Als eine paulinische „Kurzformel des Christseins“⁹ verdiente sie es auch, stärker als grundlegende Matrix zum tieferen theologischen Verständnis der Paulusbriefe herangezogen zu werden. Bezogen auf das eschatologische Zeitschema des Paulus in Hinblick auf Aussagen wie 1 Kor 13,12 wäre die Trias folgendermaßen zu beschreiben: „Glaube und Hoffnung können durchaus in Spannung zueinander stehen, denn durch Christus hat im alten Aon etwas ganz Neues angefangen, dass erst durch seine Wiederkunft vollendet werden wird. Die Gläubigen leben in der Spannung zwischen diesem „schon“ und dem „noch nicht.“ Die Liebe kann diese Spannung wenigstens für gewisse Momente aufheben“.¹⁰

Die Diskrepanz von Theorie und Praxis ist ein uraltes leidiges Problem, nicht nur für Theologen und Seelsorger. Eine intensive Lektüre der Paulusbriefe, deren Auslegung in Predigt und Katechese leider von vielen weitläufig umgangen wird, könnte gerade den in der Pastoral Verantwortlichen dazu verhelfen, nicht nur möglichst sensibel und soziologisch solide untermauert die dramatisch gewandelte Wirklichkeit wahrzunehmen, sondern auch eine theologisch tragfähige Antwort darauf zu finden. Paulus macht Mut zur Theologie mitten im Leben jenseits akademischer Zirkel! Dass uns zuweilen ganz andere Themen beschäftigen, als sie Paulus in seinen Briefen behandelt, mag auch unserer besonderen Situation geschuldet sein. Doch wo sich keine wesentlichen Schnittmengen mehr ergeben, müssen sich Seelsorger und Gemeinden fragen lassen, ob sie noch hinreichend bei der Sache des Evangeliums sind.

Vom Universalismus des Paulus

Der Völkerapostel hat nicht nur Theologie und Kirche maßgeblich beeinflusst, sondern auch zum philosophischen Widerspruch

gereizt, der sich in kaum zu überbietender Schärfe bei Friedrich Nietzsche (*1844 †1900) polemisch zu Wort meldet. In seiner Streitschrift „Der Antichrist“ nennt er Paulus „ein Genie im Hass“, das auf den Unsterblichkeitsglauben angewiesen bleibt, um die Welt zu entwerten.¹¹

Doch was meinte Paulus wirklich, wenn er in der zugespitzten Auseinandersetzung mit den Galatern zu der drastischen Formulierung greift: „Ich will mich aber allein des Kreuzes Christi, unseres Herrn rühmen, durch das mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt“ (Gal 6,14)? Begründet eine solche Aussage Hass auf die Welt und auf das Leben in ihr? Wohl kaum! Worum es ihm wirklich ging, das ist positiv gewendet die Freiheit des an Christus Glaubenden von den Mächten dieser Welt, die durch den Kreuzestod definitiv überwunden wurden. Die Unterschiede, auf denen die Ordnung und die Ansprüche dieser Welt beruhen, sind aus der Perspektive des Glaubens gegenstandslos, weil alle „einer in Christus“ (Gal 3,28) sind.

An einem anderen paulinischen *Kampfbrief* wird deutlich, dass die Verkündigung des Apostels nicht von Weltverachtung, sondern von einer großen, ja universalen Zuversicht getragen ist: „Denn Gottes Sohn Jesus Christus, der euch durch uns verkündigt wurde ... ist nicht als Ja und Nein zugleich gekommen; in ihm ist das Ja verwirklicht“ (2 Kor 1,19).¹² Die Treue Gottes hat im Christusereignis ein eindeutiges und unverrückbares Jawort zur Welt und zum Menschen gesprochen. Weder die Welt im Ganzen noch der einzelne Mensch können in dieser Perspektive als hoffnungsloser Fall zu den Akten gelegt werden. Schlechthin alles sieht Paulus einbezogen in den universalen Zug der Hoffnung, der sich erst vollenden wird, wenn Gott einmal alles in allem sein wird (1 Kor 15,28). Diese positive Option für den Menschen und sein Heil, ja für die ganze Schöpfung müsste als Markenzeichen christlicher Verkündigung alles durchdrin-

gen, was in der Kirche Gottes geschieht und von ihr ausgeht.

In den Paulusbriefen ist ein reicher Schatz für Glauben, Theologie und Spiritualität zu heben für jeden, der zu vertiefter Lektüre dieser intellektuell und existentiell anspruchsvollen Texte bereit ist. Das vor uns liegende Paulusjahr will Anstoß zu solcher Schatzsuche sein. Was passieren kann, wenn man zu Paulus greift und ihn liest, das hat keiner so eindrucksvoll zu erzählen gewusst wie der Heilige Augustinus in seinen *Confessiones*, wo schon ein Satz allein genügt hat: „Weiter wollte ich nicht lesen, und weiter war es auch nicht nötig. Denn kaum war dieser Satz zu Ende, strömte mir Gewißheit als ein Licht ins kummervolle Herz, daß alle Nacht des Zweifels hin und her verschwand“ (Conf. 8,29).¹³

Weiterführende neuere Literatur:

Giorgio Agamben: Die Zeit, die bleibt. Ein Kommentar zum Römerbrief. Frankfurt a. M. 2006, 11,00 €; ISBN-13: 978-3518124536.

Eine weitere interessante Paulusinterpretation aus philosophischer Perspektive.

Michael Hesemann: Paulus von Tarsus. Archäologen auf den Spuren des Völkerapostels. Augsburg 2008, 19,90 €; ISBN-13: 978-3867440240.

Schwerpunkt dieses in journalistischem Stil (Paulus als „bester PR-Experte“ Christi) geschriebenen Buches sind die Ausgrabungen rund um St. Paul vor den Mauern.

Alois Prinz: Der erste Christ. Die Lebensgeschichte des Apostels Paulus. Weinheim 2007, 18,00 €; ISBN-13: 978-3407810205.

Eine ansprechende Paulusbiographie, die aber auch viele theologische Anliegen des Apostels erzählerisch zu vermitteln weiß.

Oda Wischmeyer (Hg.): Paulus. Leben – Umwelt – Werk – Briefe (UTB 2767). Tübingen und Basel 2006. 19,90 €; ISBN-13: 978-3-8252-2767-8.

Umfassendes und kompakt informierendes Studienbuch, das von mehreren, zumeist jüngeren Theologen verfasst wurde.

Anmerkungen:

- ¹ Über das Geburtsdatum des Paulus geben uns die Quellen zwar keine Auskunft. Da sich der Apostel aber im Philemonbrief selbst als „alter Mann“ (gr. *'presbytes'*) bezeichnet (Phlm 9), worunter man sich gewöhnlich einen Mann jenseits der 50 vorstellte, kommt ein Jahr im ersten Jahrzehnt der Zeitenwende in Frage.
- ² Für Deutschland wäre zum einen auf die Initiative des Kölner Erzbischofs Joachim Kardinal Meisner zur Errichtung eines katholischen Pilgerhauses mit Kirche im Geburtsort des Apostels, der heute türkischen Stadt Tarsus, zu verweisen. Zum anderen bereiten die deutschen Bischöfe die Gründung eines Instituts für Weltkirche und Mission vor, das nach und während des Paulusjahres seine Arbeit aufnehmen soll.
- ³ Für die ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderte vgl. Ernst Dassmann: *Der Stachel im Fleisch. Paulus in der frühchristlichen Literatur bis Irenäus.* Münster 1979.
- ⁴ Ich verweise nur auf die ausgesprochen kritische Stellungnahme zur „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ von Eberhard Jungel: *Das Evangelium von der Rechtfertigung des Gottlosen als Zentrum des christlichen Glaubens. Eine theologische Studie in ökumenischer Absicht.* Tübingen³ 2006.
- ⁵ Vgl. Apg 9, 1-29; 22,3-29; 26, 4-29.
- ⁶ Helmut Merklein: *Der erste Brief an die Korinther. Kapitel 1-4 (ÖTK 7/1).* Gütersloh 1992, 327.
- ⁷ So hat ihn die klassische Gesamtdarstellung von Günther Bornkann: *Paulus.* Stuttgart⁶ 1987, gar als „Testament des Paulus“ bezeichnet (vgl. ebd. 103-111).
- ⁸ Dazu kritisch Udo Schnelle: *Paulus. Leben und Denken.* Berlin-New York 2003, 439: „Selbst die von der Gesetzes- und Gerechtigkeitsthematik bestimmten Briefe an die Galater und die Römer lassen noch deutlich erkennen, dass nicht juristische Kategorien, sondern der *Transformations und Partizipationsgedanke* die durchgängige Grundlage des paulinischen Denkens ist.“

- ⁹ So Thomas Söding: *Die Trias Glaube, Hoffnung, Liebe bei Paulus. Eine exegetische Studie* (SBS 150). Stuttgart 1992, 7.
- ¹⁰ Peter Wick: *Paulus. Mit einem Beitrag von Jens-Christian Maschmeier* (UTB basics). Göttingen 2006, 144, der ebd. 128-158 eine erste Skizze zu diesem Ansatz vorlegt.
- ¹¹ Vgl. Friedrich Nietzsche: *Werke in drei Bänden.* Zweiter Band. Herausgegeben von Kurt Schlechta. Darmstadt 1997, 1161-1235; bes. 1203-1211 (Antichrist 42-46).
- ¹² Daher kommt, wie schon dem Untertitel des Buches zu entnehmen, zu einem Nietzsche völlig entgegen gesetzten Ergebnis der Philosoph Alain Badiou: *Paulus. Die Begründung des Universalismus.* Zürich-Berlin 2002.
- ¹³ Augustinus: *Bekenntnisse.* Zweisprachige Ausgabe. Aus dem Lateinischen von Joseph Bernhart. Mit einem Vorwort von Ernst Ludwig Grasmück. Frankfurt a. M. 1987, 417.

Stewardship

Giving back my gifts to the Lord

*Gemeindeaufbau im US-amerikanischen
Katholizismus*

Einführung

Die katholische Kirche in Deutschland steht vor einer Reihe von Herausforderungen. Gesellschaftliche und kirchliche Veränderungsprozesse führen dazu, dass es immer schwieriger wird, Menschen über die kirchlichen Kernmilieus hinaus zu erreichen¹. Hinzu kommt in vielen deutschen Diözesen eine extrem angespannte Personal- und Finanzsituation, die in den vergangenen Jahren massive Umstrukturierungsprozesse verursacht hat.

Auf diesem Hintergrund, der neue Herausforderungen und Strategien für die Pastoral bedeutet, möchte ich im Folgenden das Stewardship-Konzept US-amerikanischer katholischer Gemeinden näher beleuchten und die Frage erörtern, ob sich hier neue Ansatzpunkte für die pastorale Arbeit auch in Deutschland ergeben.

Basis dieser Überlegungen ist ein sechswöchiges Praktikum im Herbst 2006 in der katholischen Gemeinde St. Stephen, Tinley Park, Erzbistum Chicago, im Rahmen des Projektes *CrossingOver* des Lehrstuhls für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bochum. Von daher werden viele der folgenden Beschreibungen am Beispiel der Gemeinde St. Stephen verdeutlicht. Es handelt sich dabei um eine junge katholische Vorstadtgemeinde von Chicago mit heute ca. 2.800 registrierten Familien.

1. Stewardship – der Begriff²

Das Wort *Stewardship* leitet sich her vom englischen *steward* (= der Verwalter) und beschreibt eine Haltung christlicher Verantwortlichkeit, die der eines guten Verwalters entspricht.

Der Begriff selbst ist schwierig ins Deutsche zu übersetzen. Dort, wo er sich im englischen Bibeltext findet, wird er im Deutschen mit „Amt“, „Auftrag“ oder „Mitverantwortung“ wiedergegeben. Die bestmögliche Übersetzung ist m.E. der Begriff Mitverantwortung oder Mitverantwortlichkeit.

2. Der spirituelle Ansatz

Stewardship ist ein ursprünglich aus den evangelischen Kirchen der USA stammendes pastorales Konzept, das auch in der dortigen katholischen Kirche Verbreitung gefunden hat. Nachdem in den 80er Jahren das Stewardship-Konzept stärker unter dem Aspekt des finanziellen Engagements der Gläubigen stand³, hat insbesondere das Hirtenschreiben der amerikanischen Bischofskonferenz zum Thema Stewardship von 1993 den spirituellen Ansatz dieses Konzeptes in den Mittelpunkt gerückt.

Stewardship geht von der theologischen Grundannahme aus, dass Gott Ursprung und Quelle allen Lebens, aller menschlichen Talente und materieller Güter ist. Alles, was Menschen besitzen, kommt letztlich von Gott – niemand besitzt etwas aus sich selbst: Leben, Gesundheit, Beziehungen, materielle Güter etc. Dieser Grundhaltung entspricht Dankbarkeit gegenüber dem, was ich bin und habe: für meine Zeit, meine Talente, meine materiellen Güter. So findet sich im Stewardship-Konzept immer der Dreiklang *Stewardship of time, talent and treasure*.

Aus der Haltung der Dankbarkeit ergibt sich ein verantwortungsvoller Umgang mit dem mir Gegebenen. Dies impliziert, dass

ich diese Güter in gerechter Weise mit anderen teile bzw. einen Teil vom dem, was mir gehört „zurückgebe“ an Gott, d.h. ich teile meine Zeit, meine Fähigkeiten und meine finanziellen Ressourcen und bringe diese ein zum Wohl anderer. Was Stewardship im Kern meint, kommt in einem Satz aus dem erwähnten amerikanischen Hirtenschreiben zum Ausdruck: „Als christliche Verwalter empfangen wir Gottes Gaben dankbar, pflegen sie verantwortlich, teilen sie liebevoll mit anderen und geben sie mit Zuwachs an Gott zurück.“⁴⁴ C. Justin Clements formuliert es in seinem Stewardship Parish Handbook so: „Stewardship ist ein Lebensstil, der auf vier ineinander greifenden Ideen beruht: (a) Gott, die Quelle, (b) Dankbarkeit, (c) Verantwortung, und (d) Zurückgeben.“⁴⁵

Das hier angesprochene „Zurückgeben“ eines Teils dessen, was Menschen besitzen, knüpft an die alttestamentarische Tradition an, den Zehnt zu geben.

Immer wieder wird diese biblische Verankerung von Stewardship in Altem und Neuem Testament betont. Beispielhaft sei hier auf eine Stelle im 1. Petrusbrief verwiesen, die häufig bei der theologischen Grundlegung von Stewardship ins Spiel kommt, so auch als biblisches Leitwort des genannten Hirtenwortes der amerikanischen Bischöfe. Dort heißt es: „Dient einander als gute Verwalter der vielfältigen Gnade Gottes, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat“ (1 Petr 4,10).

Stewardship in diesem Sinne ist mehr als ein Programm oder eine Methode. „*It is a life-long process*“⁴⁶. Stewardship dient dem persönlichen spirituellen Wachstum und der Umsetzung eines christlichen Glaubens in den Alltag. „*Stewardship is a complete life-style*“⁴⁷.

3. Stewardship und Gemeindeprofil

Hintergrund für die Notwendigkeit einer klaren Profilbildung amerikanischer Gemeinden ist die Situation, dass diese stärker

als in Deutschland in Konkurrenz zu anderen Gemeinden bzw. Denominationen und natürlich auch zu anderen nicht-kirchlichen Angeboten stehen. Im Gespräch berichteten mir Gemeindeglieder, dass sie nach dem Zuzug in einen Wohnort verschiedene Gemeinden bzw. Gottesdienste besucht haben und sich am Ende dann für eine Gemeinde entschieden haben. Die Pastoral in amerikanischen Gemeinden muss also stärker als bei uns davon ausgehen, dass Menschen die Wahl haben und diese auch praktizieren. Selbstverständlicher als bei uns wenden amerikanische Gemeinden Erkenntnisse aus dem Marketing auf ihre Arbeit an. Wenn Gemeinden um Mitglieder konkurrieren, entwickeln hauptamtliche Mitarbeiter/innen von daher eher die Sicht von Gemeindegliedern als „Kunden“. Dies bedeutet für die Gemeinden die Notwendigkeit, ein eigenständiges Profil zu entwickeln und zu praktizieren, welches sie unterscheidbar macht.

Die meisten katholischen Gemeinden verfügen über ein solches *mission statement*, ein Profil, welches u.a. meist auf der ersten Seite des Gemeindebriefes zu finden ist.

Die Gemeinde St. Stephen in Tinley Park wurde von Beginn an mit Hilfe des Stewardship-Konzeptes aufgebaut, so dass das *mission statement* dieser Gemeinde auf dem Stewardship-Konzept basiert. Dieses sei hier beispielhaft wiedergegeben. Auch viele andere Gemeinden haben das Stewardship-Konzept in ihrem Gemeindeprofil verankert.

„Die Pfarrgemeinde St. Stephen ist eine katholische Glaubens-Gemeinschaft die danach strebt, das Evangelium zu bezeugen. Unsere Taufe und Firmung ruft uns auf, die Liebe Christi in unsere Familien, an unsere Arbeitsplätze und in unsere Gemeinschaft zu tragen. Dankbar für die Gaben Gottes, versuchen wir diese Gaben zu fördern und dem Herrn davon etwas zurückzugeben, indem wir unsere Zeit, unsere Talente und unsere finanziellen Mittel teilen. In allen unseren Gemeindeaktivitäten versuchen wir eine persönliche Beziehung zum Herrn zu

entwickeln, der unser Leben leitet und eine Sichtweise zu entwickeln, die die Welt mit den Augen Christi wahrnimmt und uns zum Engagement für Gerechtigkeit führt. Wir streben nach der Gemeinschaft in Christus, die uns dazu führt, offene und gastfreundliche Menschen zu sein und nach der Freude, mit den Gaben der Liebe Gottes beschenkt zu sein.“

Dass ein klares Gemeindeprofil in amerikanischen Gemeinden nicht nur formuliert, sondern oft auch erlebbar ist, hängt damit zusammen, dass eine Gemeinde klar benennen muss, wofür sie – auch in Abgrenzung zu anderen Gemeinden – steht und welche Schwerpunkte gemeindlichen und spirituellen Lebens Menschen hier erwarten können.

In Deutschland ist eine solche Profilbildung auf dem Hintergrund der volkswirtschaftlichen Struktur bisher nicht notwendig gewesen. Jede Gemeinde hat mehr oder weniger das gleiche Angebot bereitgehalten. Doch zzt. erleben wir Umstrukturierungsprozesse in den deutschen Bistümern, die dazu führen, dass nicht mehr alle Gemeinden ihr gesamtes gemeindliches Leben aufrechterhalten können bzw. Pastoral im herkömmlichen Sinn nicht mehr flächendeckend möglich ist. Dies führt zu Zusammenschlüssen von Gemeinden, zu „Gemeinschaften von Gemeinden“ oder zu Fusionen von Gemeinden. Dieser Abschied von einer Pastoral, wo jeder alles tut, macht jetzt aber die Notwendigkeit deutlich, klarer zu profilieren, wofür eine Gemeinde oder ein kirchliches Angebot steht. So ist innerhalb einer Gemeinschaft von Gemeinden denkbar, dass jede der Gemeinden einen speziellen Schwerpunkt hat, der nur dort so zu finden ist (Jugendkirche, Familienangebote, besondere musikalische Angebote, spezielle Formen der Liturgie...). Damit ist dann aber die Notwendigkeit verbunden, ein solches Angebot klar zu profilieren und nach außen deutlich hervorzuheben. Damit wäre gleichzeitig der Tatsache Rechnung getragen, dass sich heute in der deutschen Gesellschaft eine Ausdifferenzierung der Milieus vollzieht, die ein spezifisches Angebot für die einzelnen Zielgruppen notwendig macht.⁸

4. Stewardship of time and talent – Stewardship und Gemeindeaufbau

Stewardship zielt darauf, möglichst viele Menschen in den Aufbau und die Aktivitäten gemeindlicher bzw. kirchlicher Arbeit einzubeziehen. Es dient dem Aufbau und der Ermöglichung gemeindlicher Arbeit durch Gewinnung und Einbeziehung von ehrenamtlichen Mitarbeiter(inne)n für die unterschiedlichen Aufgabenfelder.

In einer Untersuchung der Stewardship-Abteilung der Erzdiözese Chicago wurden folgende Indikatoren abgefragt, die für eine Stewardship-orientierte Gemeinde wichtig sind:

Welcoming Spirit, Vibrant Liturgy, Prayerful Presence and Faith Formation, Children's Stewardship, Ministries and Volunteers, Communication, Leadership and Organization.

Einige dieser Aspekte werden im Folgenden erläutert.

4.1 Ministries and Volunteers – Dienste und Ehrenamt

In Gemeinden, die nach dem Stewardship-Konzept arbeiten, finden sich in der Regel eine große Zahl verschiedener „ministries“ (Dienste bzw. Aufgabenfelder), in denen haupt- und vor allem eine große Zahl ehrenamtlicher Mitarbeiter/innen tätig sind. Dieses Engagement entspricht oft der Einstellung „*I am owner of the parish*“⁹. Gemeinde ist für die engagierten Mitarbeiter/innen Raum zur Verwirklichung spiritueller Praxis und gemeindlicher Projekte. Beispielhaft seien hier einige *ministries* aus der Gemeinde St. Stephen, Tinley Park, genannt, welche die typische Vielfalt und Breite gemeindlichen Engagements amerikanischer Gemeinden widerspiegeln:

Liturgy Team (Planung liturgischer Feiern), *Lectors, Ministers of Communion* (Kommunionhelfer), *Greeters* (Begrüßung der Gottesdienstbesucher), *Ushers* (Platzanweiser), *Welcoming Committee* (Vorbereitung der Begegnung nach den Gottesdiensten), *Music Ministry, RCIA-Rite of Christian Initiation*

of Adults (Erwachsenenkatechumenat), *Spiritual Life Committee* (Angebote zu Glaubensvertiefung und Spiritualität für Erwachsene), *Religious Education*¹⁰, *St. Vincent de Paul Society* (Caritative Arbeit), *Peace and Justice Committee*, *Pastoral Care Ministers* (Krankenbesuchsdienste), *Employment Support* (Unterstützung bei Arbeitslosigkeit), *Be-reavement Ministry* (Trauerbegleitung), *Interfaith Team* (Zusammenarbeit christlicher, jüdischer und einer muslimischen Gemeinde) etc.

Im Stewardship-Konzept spielt die Gewinnung und Begleitung ehrenamtlicher Mitarbeiter/innen eine große Rolle. Menschen zu motivieren, etwas von ihrer Zeit und ihren Talenten in die kirchliche Arbeit einzubringen erfordert aber auch entsprechende Rahmenbedingungen.

Dazu gehört zunächst eine gezielte und planvolle Werbung um Ehrenamtliche, wie sie z.B. während der Stewardship-Renewal-Wochenenden (s.u.) praktiziert werden. Dazu gehört auch, dass Art und zeitlicher Umfang der Tätigkeit genau dargestellt wird, damit der Einzelne weiß, wofür er sich entscheidet und nicht das Gefühl hat, gleich für alle möglichen Aufgaben vereinnahmt zu werden.

Eine kompetente hauptamtliche Begleitung ehrenamtlicher Arbeit trägt ebf. viel zu einem Rahmen bei, der es Menschen erleichtert, sich zu beteiligen. Hierbei denke ich an gut vorbereitete und moderierte Planungs- und Reflexionstreffen oder die Bereitstellung von Informationen und Materialien.

Schließlich spielt die Wertschätzung ehrenamtlichen Engagements z.B. durch entsprechende Formen des Dankens eine wichtige Rolle.

4.2 Welcoming Spirit – Gastfreundschaft

Eine wichtige Voraussetzung, um Engagement und Zeit von Menschen zu gewinnen ist, dass eine Gemeinde als „welcoming“ erfahrbar ist, dass Menschen sich angenommen und beheimatet fühlen, dass Gemeinde als gastfreundlich erlebt wird. Dies ist ein Grundzug gemeindlicher Existenz, der in

amerikanischen Gemeinden immer wieder zu spüren ist. Hierzu zwei Beispiele:

Die Registrierung der Gemeindemitglieder dient der Gemeinde zur Erfassung ihrer Mitglieder, und ist offizielle Aufnahme in die Gemeinde. Diese Registrierung ist in St. Stephen weit mehr als nur ein administrativer Akt. Es gibt einen Empfang der neuen Gemeindemitglieder, verbunden mit dem Überreichen von Unterlagen über die Gemeinde, einem Geschenk, sowie der Erläuterung der Stewardship-Spiritualität und einer Einladung zur Teilnahme an Gottesdienst und Gemeindegemeinschaft. Auch die Bitte nach finanziellem Engagement im Sinne der Stewardship-Spiritualität wird ausgesprochen.

Ein weiterer Aspekt eines *welcoming spirit* ist die Erreichbarkeit bzw. der unkomplizierte und einfache Kontakt zu den hauptamtlichen Mitarbeiter/innen. In St. Stephen gibt es nur ein zentrales Gemeindebüro, das nicht nur tagsüber, sondern auch abends durch Mitarbeiter/innen besetzt ist, die Besucher empfangen, Auskunft geben etc.

Die Tatsache, dass amerikanische Gemeinden sich stärker um ihre Mitglieder bemühen müssen und ihnen das Gefühl von Beheimatung ermöglichen, hängt natürlich auch damit zusammen, dass nur eine starke Bindung der Mitglieder an die Gemeinde auch ein finanzielles (Über-)Leben der Gemeinde möglich macht.

Aber auch wenn in Deutschland diese Notwendigkeit (bisher) so nicht gegeben ist, so gibt es doch andere Gründe, warum wir uns auch hier stärker darum bemühen sollten, gastfreundlich zu sein und Menschen anzusprechen. Kirchliche Angebote stehen heute mehr und mehr in der Konkurrenz um die Zeit der Menschen. Die Art und Weise, wie Kirche sich und ihre Angebote präsentiert, ist für Menschen relevant bei ihrer Entscheidung, was sie mit ihrer Zeit anfangen.

Ein Element, das ohne weiteres auch in deutschen Gemeinden umzusetzen wäre, ist die persönliche Begegnung nach den Gottesdiensten. Pfarrer oder andere Hauptamtliche, die nach dem Gottesdienst nicht in der Sakristei verschwinden, ein freier Raum im hinteren Teil der Kirche zur Begegnung, eine

Tasse Kaffee oder Tee mit ein paar Keksen, all dies sind einfach umzusetzende gastfreundliche und gemeinschaftsstiftende Elemente, die auch uns gut täten.

Ein weiterer Punkt in diesem Zusammenhang ist die Frage nach der Erreichbarkeit von Ansprechpartnern in unseren Gemeinden/Gemeindeverbänden. Durch die zunehmende Reduzierung von Personal in den Kirchengemeinden ist die Erreichbarkeit von Ansprechpartnern schwieriger geworden. Dies aber ist ein zentraler Punkt, wenn es um Gastfreundschaft und Bindung geht. Hier wäre ein neues Nachdenken über die Frage notwendig, in wie weit gemeinsame zentrale Gemeindebüros mit entsprechender personeller Ausstattung auf der einen Seite und ehrenamtliche Ansprechpartner gerade in kleineren Gemeinden auf der anderen Seite zu einer besseren Erreichbarkeit beitragen können.

4.3 Vibrant Liturgy – Lebendige Liturgie

Zu einem charakteristischen Element Stewardship-orientierter Gemeinden gehört auch eine ansprechende Liturgie.

Auffallend ist zunächst die große Zahl der Sonntagsgottesdienste amerikanischer Gemeinden und die Beteiligung daran. Dies sei wiederum am Beispiel von St. Stephen verdeutlicht. Einschließlich der Vorabendmesse am Samstag werden hier in 5 Eucharistiefeiern in englischer Sprache gehalten, hinzu kommt eine Messe in polnischer Sprache. Der Anteil der Gottesdienstbesucher liegt deutlich höher als in Deutschland, der Prozentsatz beträgt ca. 35% der registrierten Gemeindeglieder.

Es gibt eine große Zahl ehrenamtlicher Dienste rund um den Gottesdienst. *Greeters* sind für die Begrüßung der Gottesdienstbesucher zuständig, *ushers* weisen Plätze an, sammeln die Kollekte ein und verteilen nach den Gottesdiensten den Gemeindebrief. Da immer unter beiderlei Gestalten kommuniziert wird, gibt es in jeder Messe eine große Anzahl von Kommunionhelfer/innen. Die Mitarbeiter/innen des *Welcoming-Teams* sind für die Vorbereitung und Durchführung der Begegnung nach dem Gottesdienst zuständig.

In der musikalischen Gestaltung der Gottesdienste gibt es eine große Vielfalt. Der „normale“ Gottesdienst wird von Gitarren, Klavier, Keyboard begleitet. Daneben kommen die (elektronische) Orgel, sowie Musikgruppen und verschiedene Chöre zum Einsatz.

Die Liturgie ist klar am vorgegebenen Ritus orientiert, aber wirkt insgesamt sehr ansprechend und zugewandt. Auf eine ansprechende Predigt wird viel Wert gelegt. Nach den Gottesdiensten begrüßen die Priester und andere Hauptamtliche in der Vorhalle der Kirche die Besucher persönlich und es entsteht ein Raum, um ins Gespräch zu kommen und zu verweilen.

4.4 Prayerful Presence and Faith Formation – Spiritualität

Gemeinde ist auch ein Ort, wo Menschen ihre Spiritualität erleben und praktizieren können.

Zunächst ist auffallend, dass selbstverständlicher als in deutschen Gemeinden das Gebet ein fester Bestandteil fast aller Treffen (*staff-meeting, committee-meetings etc.*) einer Gemeinde ist. Dabei reicht die Spannweite von vorformulierten Gebeten über freiformulierte durch den/die jeweiligen Leiter/in (das ist die Regel) bis hin zu freien Bitt- oder Danksätzen aller Teilnehmer/innen.

In der *Religious Education* ist das gemeinsame Beten in den einzelnen Klassen am Anfang bzw. Ende ebf. üblich und es war für mich erstaunlich, wie sicher und selbstverständlich die jeweiligen ehrenamtlichen Katechetinnen und Katecheten das frei formulierte Gebet praktizieren.

Im Gebet spielt der spirituelle Ansatz der Dankbarkeit gegenüber dem mir Gegebenen – einem Grundzug der Stewardship-Spiritualität – eine große Rolle.

Neben der Feier der Gottesdienste finden sich verschiedenste Angebote der Glaubenserneuerung bzw. -vertiefung (z.B. Bibelkurse, Besinnungstage, Gemeindegottesdienste), die von vielen Gemeindegliedern genutzt werden.

Im Hinblick auf unsere deutsche Situation möchte ich zunächst nochmals betonen, wie

sehr es sich beim Stewardship-Konzept nicht in erster Linie um eine pastorale Methode oder Strategie handelt, sondern um eine spirituelle Orientierung, „*a change of heart, a process of conversion*“¹¹ Sich dies zu vergegenwärtigen, ist auch für unsere Situation wertvoll, die oft stärker von strukturellen Überlegungen gekennzeichnet ist, denn von der Einsicht, dass Veränderungen zunächst einer geistlichen Neuorientierung bedürfen.

In wie weit der selbstverständliche und unverkrampfte Umgang mit dem freien Beten auch eine Frage der unterschiedlichen Mentalität ist, ist zu berücksichtigen, wenn man nach der Übertragbarkeit fragt. Dennoch täte uns etwas mehr Mut gut, das Gebet selbstverständlicher in unsere kirchlichen Aktivitäten zu integrieren und auch freiere Formen auszuprobieren, ohne Druck auszuüben oder Menschen das Gefühl zu geben, ihr Innerstes nach Außen kehren zu müssen. Letztlich geht es um ein Bewusst-Werden dessen, was Grund aller Aktivitäten gemeindlicher bzw. kirchlicher Arbeit ist.

4.5 Communication – Öffentlichkeitsarbeit

Um Menschen zu gewinnen, ist eine gute Öffentlichkeitsarbeit unabdingbar. St. Stephen verfügt über eine sehr ansprechende Internetpräsentation (www.ststephentinley.com), über die Gemeindemitglieder einen ersten Eindruck von der Gemeinde bekommen oder aktuelle Informationen erhalten können. Die Möglichkeit, per E-Mail Kontakt zur Gemeinde aufzunehmen, ist selbstverständlich und wird von sehr vielen Gemeindemitgliedern in Anspruch genommen.

Das wöchentlich erscheinende *Parish-Bulletin* ist aufwendig im Mehrfarbdruck erstellt. Es wird nach den Gottesdiensten am Wochenende an alle Besucher verteilt. Finanziert wird es vollständig über abgedruckte Werbeanzeigen auf den letzten Seiten. Das Einwerben der Anzeigen sowie Layout und Druck erfolgen über eine Firma, die Gemeinde muss lediglich zu einem bestimmten Termin ihre Texte und Informationen ein-

geben. Die Redaktion erfolgt über ein ehrenamtlich arbeitendes Gemeindemitglied.

Eine attraktive Öffentlichkeitsarbeit, die auch moderne Medien wie das Internet einbezieht, wird auch für unsere deutsche Kirche immer bedeutsamer. Gerade die jüngeren Milieus nehmen heute in der Regel über dieses Medium Informationen und Kontakte auf. Dazu gehört natürlich auch die problemlose Erreichbarkeit über E-Mail. Auch ein ansprechender Gemeindebrief, evt. auf der Ebene eines Gemeindeverbundes, finanziert durch Werbeeinnahmen, kann für unsere Öffentlichkeitsarbeit hilfreich sein.

5. Stewardship of Treasure

Wie bisher deutlich wurde, dient Stewardship dem spirituellen Wachstum jedes Einzelnen und dem Aufbau lebendiger Gemeinden. Das finanzielle Engagement der Gemeindemitglieder, *Stewardship of treasure*, ist Konsequenz dieses Einbezogen-Seins in die Gemeinde. „*When people give their time and talent the money will follow*“ – ein oft gehörter Satz in amerikanischen Gemeinden. Von daher beinhaltet Stewardship natürlich auch das finanzielle Engagement der Gemeindemitglieder. Aber es steht nicht an erster Stelle, obwohl Stewardship in der Vergangenheit oft in dieser Weise verkürzt wurde.¹²

Da in den Vereinigten Staaten es keine Kirchensteuer o.ä. gibt, müssen die Gemeinden selbst die finanziellen Mittel für ihre Arbeit aufbringen. Was dieses Fundraising angeht, so war für mich bemerkenswert, dass in der Gemeinde St. Stephen nicht viele unterschiedlichste Fundraising-Instrumente zum Einsatz kommen, wie dies in den USA insgesamt und auch in anderen kirchlichen Gemeinden durchaus üblich ist, sondern das Konzept einer einzigen sonntägliche Kollekte als Haupteinnahmequelle verfolgt wird.

Ein entscheidender Punkt für die Bereitschaft finanziellen Engagements ist die Tatsache, dass alle wesentlichen finanziellen Vorgänge transparent gemacht werden.

Dies geschieht bspw. durch die monatliche Publizierung der jeweiligen Kollekteneinnahmen und Ausgaben im Gemeindebrief.

Was das Thema Fundraising und Sponsoring betrifft, so gibt es in der amerikanischen Kirche deutlich weniger Berührungsängste, als das in Deutschland (noch) der Fall ist. So gab es bspw. für das Autumn-Fest in St. Stephen im Jahr 2006 einen Hauptsponsor (eine ortsansässige Autofirma), sowie weitere Sponsoren, die insgesamt ca. 14.000 US\$ zur Durchführung des Festes beigetragen haben. Die Gegenleistung der Gemeinde bestand in einem großflächigen Banner mit den Sponsorennamen, das während des Festes im Festzelt aushing, sowie der Möglichkeit für die Sponsoren, an einem eigenen Tisch Werbematerialien auszuliegen. Die Autofirma platzierte zusätzlich Fahrzeuge zu Werbezwecken vor dem Zelt. Eine ehrenamtliche Mitarbeiterin ist für den Kontakt zu den Sponsoren zuständig. Diese Form der Mittelgewinnung ist für amerikanische Verhältnisse selbstverständlich. Dabei bin ich immer wieder auf elementare Aspekte gestoßen, wie z.B.: „*People want to give, you just have to ask them.*“¹³

Zuerst muss der Wert vermittelt werden, der hinter dem Projekt/der Einrichtung steht, dann kann ich nach Geld fragen. Denn: „*Where your heart is, there goes your money.*“

Es ist wichtig die Leute gut zu informieren und an die Einrichtung zu binden, z.B. über einen regelmäßig erscheinenden Newsletter.

Ein weiterer ganz wichtiger Grundsatz heißt: Danke sagen!

Wie bereits erwähnt, ist es wesentlich für ein Stewardship-Konzept, dass an erster Stelle die Gewinnung von *time and talent* der Gemeindeglieder steht. Das finanzielle Engagement ergibt sich sozusagen automatisch daraus. Umgekehrt trägt das finanzielle Engagement wiederum zur Bindung an die Gemeinde bei: „*Giving money means ownership of the parish*“. Wer Geld beiträgt, wird zum „Teilhaber“ der Gemeinde.

In der derzeitigen finanziellen Situation vieler Bistümer ist das Nachdenken über neue Formen der Finanzierung kirchlicher

Arbeit auch für unsere deutsche Kirche geradezu ein Muss. Dabei sollten auch Formen des Fundraising für gezielte Projekte kirchlicher Arbeit in den Blick genommen werden.

Dabei ist es wichtig, die Werte, die hinter einem Projekt oder einem Bereich kirchlicher Arbeit stehen, in den Vordergrund zu stellen. Menschen engagieren sich finanziell oder auf andere Weise, wenn sie diese Werte teilen und sie auch erleben können. Daher steht am Beginn eines erfolgreichen Fundraising auch die Verdeutlichung des Profils (s.o.). Denn das Profil einer Gemeinde oder eines Projektes transportiert diese Werte und gibt Orientierung darüber, was Menschen dort finden können. Wenn Menschen sich mit ihren Werten dort wiederfinden, sind sie auch bereit, sich zu engagieren. Eine ehrenamtliche Mitarbeiterin, die in der Mittelbeschaffung in St. Stephen engagiert ist, sagte mir: „*Fundraising means helping people fulfilling their wishes*“.

Hier gibt es sicher einen Nachholbedarf in unseren Kirchen, was professionelle Konzepte und Strategien des Fundraising angeht. Dass dies aber immer notwendiger wird, zeigen die vielen Fördervereine, die z.Zt. gegründet werden, und die dazu beitragen sollen, dass kirchliche Einrichtungen oder Kirchengebäude eine Zukunft haben.

Beim Sponsoring von kirchlichen Projekten oder Veranstaltungen stellt sich bei uns sehr schnell die Frage, ob damit nicht die Gefahr der Vereinnahmung oder Abhängigkeit von Firmen oder anderen Geldgebern gegeben ist. Diese Frage ist sicher berechtigt. Aber auch hier ist zu überlegen, in wie weit Kooperationen mit Unternehmen, die für ähnliche Werte stehen wie solche, die auch in einer christlichen Gemeinde Geltung haben, nicht für beide Seiten von Nutzen sein können. Dabei ist sicher Fingerspitzengefühl vonnöten.

6. Stewardship-Renewal

Wesentliches Element eines Stewardship-Prozesses ist ein regelmäßiges Renewal, d.h. eine Auffrischung und Erneuerung des

Stewardship-Anliegens mit dem Ziel, Rechenschaft über die Gemeindeaktivitäten zu geben, vorhandenes Engagement zu stärken und Menschen neu für ein Engagement zu gewinnen. Dazu findet in St. Stephen einmal im Jahr ein „*Stewardship-Renewal*“ statt. An drei aufeinander folgenden Wochenenden ist Stewardship das Thema in den Gottesdiensten und den anschließenden Aktivitäten. Ein wesentliches Element dieses *Stewardship-Renewals* war die Präsentation der Gemeindeguppen und -aktivitäten (*ministries*). Dabei stellten sich an den drei Wochenenden je ein Drittel der *ministries* den Gottesdienstbesuchern im Kirchenfoyer vor. Die einzelnen Vertreter/inne/n präsentieren ihre Arbeit und warben um Mitarbeit. Interessierte konnten sich in ausliegenden Listen für ein Engagement in dem jeweiligen Bereich einschreiben. Insgesamt stellten sich 35 Gruppen bzw. Aktivitäten an den drei Wochenenden vor. 27 davon konnten neue Mitarbeiter/innen gewinnen. Insgesamt schrieben sich 119 Personen für ein Engagement ein, wovon 52 sich zum erstenmal in St. Stephen für eine Mitarbeit entschieden.

7. Schlussbemerkungen

Die vorliegenden Überlegungen dürften deutlich gemacht haben, dass es ein lohnendes Unterfangen ist, den Blick über den Tellerrand auf das US-amerikanische Stewardship-Konzept zu richten. Dabei muss festgehalten werden, dass ein einfacher Import oder eine Übertragbarkeit von pastoralen Konzepten aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland so nicht möglich ist. Die liegt am unterschiedlichen kulturellen Hintergrund und an historischen Entwicklungen sowie Traditionen, die nicht einfach übersprungen werden können.

Dennoch gibt es viele Ansatzpunkte, die auch im Hinblick auf die Pastoral in Deutschland von Interesse sind. Dabei kann es nicht darum gehen, den unterschiedlichen pastoralen Konzepten in den deutschen Bistümern ein Weiteres hinzuzufügen. Vielmehr können sich durch die Impulse von außen einzelne

Ansatzpunkte für eine veränderte Praxis pastoraler Arbeit ergeben, die in den derzeitigen Umbruchprozessen der deutschen Kirche anregend und hilfreich sind.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Medien-Dienstleistungs-GmbH (Hg.): Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“. München/Heidelberg 2006.
- ² Im folgenden Text werden einige wenige Ausdrücke oder Zitate in englischer Sprache belassen, da eine genaue Übersetzung oft nur unzutreffend möglich ist und vorausgesetzt wird, dass die Leser Grundkenntnisse der englischen Sprache besitzen.
- ³ Stewardship: A Practical Guide for Pastoral Leaders. National Catholic Stewardship Council, 1997, 4.
- ⁴ „As Christian stewards, we receive God’s gifts gratefully, cultivate them responsibly, share them lovingly in justice with others, and return them with increase to the Lord“. Stewardship – A Disciples Response. National Conference of Catholic Bishops, 1993, 45.
- ⁵ „Stewardship is a way of life predicated upon four interlocking concepts: (a) God, the source, (b) gratitude, (c) accountability, and (d) return.“ C. Justin Clements: Stewardship – A Parish Handbook. Liguori Publications, Missouri 2000, XIX.
- ⁶ Stewardship: A Practical Guide for Pastoral Leaders, 5.
- ⁷ Ders., 6; siehe auch Clements: Stewardship, XXIII.
- ⁸ Vgl. Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“.
- ⁹ „Ich bin Teilhaber der Gemeinde.“
- ¹⁰ Da es auf Grund der Trennung von Staat und Kirche keinen Religionsunterricht an staatlichen Schulen gibt, hat jede kath. Gemeinde eine eigene Religious Education, an der Kinder und Jugendliche in der Regel in acht Altersstufen unterrichtet werden. Es handelt sich um eine Mischung aus Religionsunterricht und Katechese.
- ¹¹ Clements: Stewardship, XXIII.
- ¹² Clements: Stewardship, XXI.
- ¹³ „Man muss die Leute fragen, dann geben sie auch.“

Michael Richardy

Tempowechsel statt Geschwindigkeitsrausch...

... oder wie wir verantwortungsvoll mit der Sinus-Milieu-Studie umgehen sollten

Eine Antwort auf Bernhard Wunder und Alexander Walek

Im Pastoralblatt 02/2008 beschreiben die Autoren Wunder und Walek den Einsatz der Sinus-Milieu-Studie in der Pastoralplanung im Erzbistum Köln und kommen zu folgenden Erkenntnissen: „In der bisherigen (idealtypischen) pastoralen Konzeptarbeit wurden Analysen, theologische Grundlagen, Zielsetzungen, Zielgruppen, Arbeitsformen, Verantwortlichkeiten u.ä.m. auf unterschiedliche Art und Weise miteinander verknüpft, um auf der Grundlage von Schrift und Tradition eine zeitgemäße pastorale Praxis zu entwickeln. Im gemeindepastoralen Alltag meldeten Hauptamtliche nicht selten, dass sie im Alltagsgeschäft derart stark eingebunden sind, dass solche Konzeptansätze zwar sinnvoll und nachvollziehbar sind, jedoch aus Zeitgründen kaum eine Chance haben.“¹

Im Laufe Ihres Artikels stellen Sie dem Ihre Erfahrungen im Einsatz mit der Sinus-Studie entgegen und schreiben: „Mit anderen Worten, mit Sinus können pastorale Entscheidungen von Gemeinden visuell auf lebensräumliche und lebensweltliche Kontex-

te bezogen werden, was nicht nur die Geschwindigkeit von Planungsprozessen erhöht, sondern zugleich die Einprägsamkeit von komplexen Zusammenhängen.“²

Aus meiner Sicht wird hiermit eine Gegenüberstellung (auf der einen Seite pastoralplanerische Prozesse, die strategisch ausgerichtet sind und sehr gründlich im beschriebenen Sinne des ersten Zitats agieren und auf der anderen Seite solche, die sich einer vermeintlich kurzfristigen Signifikanz erfreuen) vorgenommen, die sich nicht aufrechterhalten lässt; im Gegenteil: Ich plädiere für eine Integration beider Ansätze und für wohl kalkulierte Tempowechsel. Notwendig sind sowohl eine bewusste Entschleunigung mancher pastoralplanerischer Aktivitäten wie auch die Verschärfung des Tempos, je nachdem in welcher Planungsphase ich mich befinde und welche Perspektive ich einnehme.

Dies möchte ich im weiteren Verlauf näher entfalten.

Auf die Perspektive kommt es an

In Zeiten weit reichender Veränderungen – und wer möchte ernsthaft infrage stellen, dass die Kirche in Deutschland eine solche derzeit durchlebt – ist der Veränderungsdruck auf unsere Kirchengemeinden sehr groß. Der bekannte Dreiklang: Priestermangel, Gläubigenmangel und Finanzmangel erfordert mancherorts schnelle und radikale Entscheidungen. Diese dienen der Wiedererlangung der Handlungsfähigkeit, um auf Zukunft hin überhaupt weiter agieren zu können, d.h. es gilt, kurzfristig operative Entscheidungen zu treffen, um sich neue Spielräume zu ermöglichen.

Hoher Veränderungsdruck kurzfristig → Spielräume schaffen

Notwendig: schnelle Entscheidungen auf der operativen Ebene

Diese Perspektive ist nicht selten notwendig im wahrsten Sinne des Wortes: Es gilt,

eine Not zu wenden, um Optionen für die Zukunft zu ermöglichen.

Auch Pastoralplanung muss diese kurzfristigen Handlungsspielräume schaffen können. So ist nicht selten eine Beschleunigung vor Ort notwendig, da die Beteiligten oftmals vor solchen unbequemen Entscheidungen, z.B. zu Immobilien oder auch bzgl. der Neuordnung der Messzeiten, zurückschrecken.

Im so verstandenen Sinne teile ich die Einschätzung von Wunder/Walek, dass gerade die Signifikanz der Sinus-Ergebnisse und deren visuelle Kraft pastoralplanerische Prozesse beschleunigen können, da sie vor Augen führt, wie sich die Lebenswelt der Menschen und das Eigenleben der örtlichen Pfarrgemeinde vielerorts voneinander weg entwickelt haben.

Pastoralplanung muss allerdings meiner Ansicht nach immer mehr leisten. Es ist ihre Pflicht, eine weitere Perspektive, nämlich die der strategischen, längerfristigen Überlegungen mit in den Blick zu nehmen. Gerade Zeiten großer Veränderungen erfordern zwingend den Mut und die Bereitschaft, sich seiner eigenen Visionen bewusst zu werden, diese zu teilen und zu einer gemeinsamen Vision werden zu lassen, sowie diese an den eigenen Stärken und Schwächen wie auch an den Chancen und Risiken des Umfeldes zu überprüfen, gegebenenfalls neu zu justieren und hieraus dann mittel- und kurzfristige Ziele zu formulieren.

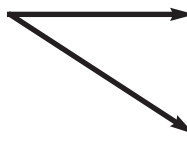
Um dies zu erreichen und zu gewährleisten, dass diese Perspektive nicht aus dem Blick gerät, muss Pastoralplanung in Kirchengemeinden dem Zeitdruck, durch wen auch immer verursacht, widerstehen können.

Hier gilt meiner Ansicht nach das von Wunder/Walek vorgetragene Argument, dass „im gemeindepastoralen Alltag Hauptamtliche nicht selten (melden), dass sie im Alltagsgeschäft derart stark eingebunden sind, dass solche Konzeptansätze zwar sinnvoll und nachvollziehbar sind, jedoch aus Zeitgründen kaum eine Chance haben“³, keineswegs. Wenn Pastoralplanung nicht dazu beitragen möchte, dass auch unsere Kirchengemeinden immer nur kurzfristig eine Anpassungsleistung nach der anderen generieren, gilt es, beide Perspektiven (siehe folgende Grafik) in den Blick zu nehmen.

Je höher der Veränderungsdruck und das Veränderungstempo, desto weiter gilt es, den Anker in die Zukunft zu werfen.

Hilfreich ist hier das Bild vom Autofahren. Je schneller ich mit meinem PKW unterwegs bin, umso weiter muss ich nach vorne schauen, um auf zukünftige Situationen besser und schneller reagieren zu können. Genau vor dieser Herausforderung stehen Kirchengemeinden heute. Sie müssen sich Gedanken über ihre langfristigen Perspektiven machen, um so zukunftsfähig zu werden und zu bleiben.

Hoher Veränderungsdruck



kurzfristig Spielräume schaffen

Notwendig: schnelle Entscheidungen auf der operativen Ebene

Langfristige, strategische Entscheidungen

Notwendig: visionär arbeiten, grundsätzliche Fragestellungen klären, Analyse von Markt, Kunden, Produkten etc.

Interessanterweise hat bereits die Würzburger Synode 1975 diese Zusammenhänge erkannt. Es heißt dort: „Erstellung eines Pastoralplans für Pfarrei, Dekanat, Region, Diözese (5.5), woran jeweils möglichst viele einzelne und Gruppen aktiv beteiligt werden sollten. Insgesamt könnte und sollte

der Weg von der ‚versorgten zur engagierten Gemeinde‘ zu einer ‚durchlaufenden Perspektive‘ der Pastoral der nächsten Jahre werden.“⁴ Der Kontext macht deutlich, dass es nicht um kurzfristige Optionen, sondern um grundsätzliche Strategien geht, die es in den Blick zu nehmen gilt; „dass ein *Prozess der*

Bewusstseinsbildung in Gang kommt, in dem das Gemeindeverständnis der Synode ... lebendig angeeignet und ins konkrete Leben übersetzt wird.“⁵

Da heutzutage auch Kirchengemeinden in Westdeutschland immer weniger davon ausgehen können, dass Menschen selbstverständlich wissen, was sie zu recht von einer katholischen Pfarrgemeinde erwarten dürfen, muss dies deutlicher nach außen kommuniziert werden. Dieser Prozess der Bewusstseinsbildung erfordert eine genaue Sicht nach innen (wer sind wir, wofür stehen wir? etc.), ebenso wie eine intensive Auseinandersetzung mit den Erwartungen der Menschen bzw. dem Leben und Glauben der Menschen heute.

Meiner Einschätzung nach ist es hierzu unbestritten notwendig und hilfreich, sich der Erkenntnisse der Sinus-Milieu-Studie zu bedienen.

Diese stellt ein wichtiges Instrumentarium zur Verfügung, mit dem die Analyse der Lebenswelt und die vermutlich oftmals anzutreffende Diskrepanz zwischen ebendieser und dem Eigenleben der örtlichen Pfarrgemeinde offensichtlich werden können und hieraus Rückschlüsse für eine Pastoral der Zukunft gezogen werden können.

Sollen allerdings diese Erkenntnisse handlungsleitend werden bzw. ein wirkliches Veränderungslernen ermöglichen, so sind auch weiterhin die Grundsätze der Pastoralplanung von Bedeutung wie z.B.

- Betroffene zu Beteiligten zu machen
- Eine möglichst große Personengruppe aus der Kirchengemeinde in die Pastoralplanung mit ein zu beziehen
- Regelmäßige Feedbackschleifen einzubauen und zu institutionalisieren

All dies spricht meiner Ansicht nach gegen eine Pastoralplanung, die in kurzen Zeitabständen grundlegende und weit reichende Entscheidungen zu treffen bereit ist.

Gerade die Pastoralplanung sollte sich dem „Götzen Tempo“ widersetzen, der vermeintlich schnelle Antworten auf komplexe Herausforderungen bietet.

Gleichzeitig stimmt die Analyse von Wunder/Walek, dass viele Seelsorgerinnen

vor Ort zum Ausdruck bringen, dass Ihnen die Muße und Zeit fehlt, sich solch gründlichen Planungen zu widmen.

Pastoralplanung wird hier ihr eigenes Instrumentarium, dass sie Gemeinden zur Verfügung stellt, verbessern müssen. Einen ersten Ansatz sehe ich in einer weiteren Professionalisierung der Pastoralplanung selbst. Es muss verstärkt gelingen, theoretische Erkenntnisse zu operationalisieren und diese den Kirchengemeinden zur Verfügung zu stellen. Denkbar sind hier z.B. Unterlagen zur Selbstevaluation für Kirchengemeinden. Ausgangspunkt ist die Frage, was eine Kirchengemeinde zu einer erfolgreichen Gemeinde macht und hierfür Kriterien zu benennen, die sich überprüfen lassen. Dies ließe sich dann mit den Erkenntnissen der Sinus-Milieu-Studie kombinieren und ergänzen.⁶

Problematisch ist bei all dem eine Erkenntnis der Sinus-Studie: Gerade der katholische Mainstream in unseren Kirchengemeinden (die Traditionsverwurzelten, die Konservativen, Teile der Bürgerlichen Mitte wie auch der Etablierten) zeichnet sich durch eine geringe Veränderungsbereitschaft wie auch -fähigkeit aus.

Die meiner Einschätzung nach weitaus größere Herausforderung besteht darin, wie es gelingen kann, diese Milieus für Veränderungen zu gewinnen, die ja letztlich bedeuten, etwas von dem aufzugeben, was ihnen selbst wichtig ist. Auch hierbei kann die Signifikanz der Erkenntnisse aus der Sinus-Milieu-Studie ein wichtiges Instrument darstellen.

Anmerkungen:

¹ Pastoralblatt Februar 2008, 47.

² Ebd., 51.

³ Pastoralblatt Februar 2008, 47.

⁴ Einleitung zum Synodenbeschluss: Dienste und Ämter, 596.

⁵ Ebd.

⁶ Hierzu finden sich sehr lohnenswerte Ansätze in US-amerikanischen Bistümern; exemplarisch sei hier das Programm: „Tomorrow's Parish“ der Erzdiözese Chicago genannt.

Michael van Lay-Exeler

Ein Brief an die Mitglieder des Pfarrgemeinderates St. Margareta Brühl

...als Anstoß zum Thema: „Eine pastorale Handreichung zu den christlichen Hochfesten“¹

Liebe Kolleginnen und Kollegen im Pfarrgemeinderat!

Seit Anfang November geht es Schlag auf Schlag: Das Fest Allerheiligen und die Sonntage des Totengedenkens, dann die vorweihnachtliche Zeit – und schon ist Weihnachten vorbei, und wir rutschen ins neue Jahr. Vor allem der Kontrast zwischen Allerheiligen und Weihnachten macht mir klarer, worum es mir geht:

Noch nie hat mich die Art enttäuscht, wie hierzulande Allerheiligen und Allerseelen begangen wird. Warum wohl nicht? Unter anderem deshalb, weil wir das gute Gedenken unserer Toten wohl noch mit der großen Mehrheit unserer Zeitgenossen, auch den Nicht-Kirchenaktiven, gemeinsam haben. Die Toten zu ehren, vereint (noch) sehr viele Menschen hierzulande wie in der übrigen Welt. Der Tod lässt sich nur schwer fürs Geldverdienenden verdrängen und lässt sich auch nur schwer verdrängen. Das Ende des Lebens erzwingt in gewissem Maße Ernst und Innehalten, Nüchternheit und Redlichkeit – und bringt tief anrührende, bewegende Feiern der Wahrheit des Lebens hervor. (Die letzte Messe in der Klosterkirche zu Walberberg am 25.11. war ein gutes Beispiel.)

Genau darum aber geht es mir: *um wahrhaftige, bewegende Feiern des Lebens*. Sind

unsere kirchlichen Feste, sind deren Begehung in Gemeinde und Familie das: wahrhaftige, bewegende Feiern des Lebens, vom Gottesdienst bis zur gesamten Tagesgestaltung? Wo ja, warum wohl? Wo nein, warum nicht? Und: Was könnte man tun, um die Wahrheit des Lebens und gerade des gläubigen Lebens wieder in unseren Feiern besser hervortreten zu lassen?

Nun ist mir klar: Auch in schlechten Weisen, das Leben feierlich zu begehen, kann man – mit einiger Mühe des Nachdenkens und Betrachtens und mit einigem Schmerz – das Leben selber finden. Es braucht nicht die glänzende, in jeder Hinsicht vollkommene Liturgie, nicht den eindrucksvollen Liturgen, nicht seine hinreißende oder ergreifende Predigt, nicht die exakte Choreographie, nicht die guten Vorleser, nicht die künstlerisch hochstehende Kirchenmusik, nicht den gewaltigen Gemeindegesang oder die geschliffene Chordarbietung, nicht die wohlbedacht formulierten Fürbitten, ja, nicht einmal die (von mir so gewünschte) „bewegende Feier der Wahrheit unseres Lebens“. Auch in einer unvollkommenen Feier kann sich dem, der sich darum müht, das darin Gemeinte und Bezeichnete (und Bewirkte!) zu ergreifen, der Sinn des ganzen Lebens erschließen und schenken. Sonst ginge ich schon längst nicht mehr zur Kirche.

Insofern bräuchte es in einem letzten Sinn keine Verbesserung in der Art, wie wir die Feste unseres Glaubens begehen. Wir könnten uns mit dem in verschiedener Hinsicht hohen Standard unserer Feiern und mit manchen ihrer Schwächen begnügen und unverdrossen den Schatz in unserem teils fetten, teils steinigen Acker suchen. Geht also der Impuls zu einer „Pastoralen Handreichung zu den christlichen Hochfesten“, dem ich gefolgt bin, eigentlich ins Leere? Ende der Initiative?

Vorsicht mit zu schnellem Nicken oder Kopfschütteln! Jede Feier unseres Glaubens, jede Feier des Lebens ist ein *Symbol*, noch nicht das Leben des Glaubens selber. Das

Symbol *vermittelt* uns bestenfalls das Leben. Es ist *eine* Art, das Leben anzugehen. Dabei lässt es dann das Leben mehr oder weniger durch; es kann sich aber auch verselbständigen und das Leben des Glaubens am Durchkommen hindern. Bei jeder Feier arbeiten wir uns an dieser Doppelgesichtigkeit der Zeichen ab: durchlässig und undurchlässig zugleich zu sein. Im besten Fall schenkt sich uns darin hier und jetzt eine nachhaltige und tiefe Erfahrung des Lebens. Im schlechtesten Fall stellt es uns, stellt uns z.B. die Liturgie selber, das Leben zu. Egal, ob in einer beseelten, erhebenden Feier oder in einer rein äußerlichen, enttäuschenden und deprimierenden Feier, immer bleibt uns das eigentliche Leben, um das es geht, ein schwierig erreichbares Gut. (Fast möchte ich meinen: die ärmliche Liturgie vermittelt das Leben leichter als die entwickelte Hochform.) Doch egal: In jedem Fall bleibt das Leben des Glaubens, das wir feiern, etwas, das wir mit leeren Händen erwarten. Egal wie sehr wir sie mit unseren Gaben füllen – sie bleiben wie der Tropfen Wasser, der bei der Gabenbereitung in den Kelch mit Wein geschüttet wird. „Wie dieses Wasser sich mit Wein verbindet, so lasse uns der Kelch des Herrn teilhaben an der Gottheit Christi, der unsere Menschennatur angenommen hat“ – nicht etwa wir die Gottesnatur!

Manchmal scheint mir, wir könnten eigentlich in unseren Feiern nicht viel mehr tun, als von dem vielen, was wir als Gemeinde und einzelne Mitfeiernde tun, möglichst viel weg zu lassen und davon ab zu lassen – und Gott unsere Armut hin zu halten, damit er sie mit sich fülle.

Die Kirche hat uns in einem Jahrhunderte währenden Lernprozess das Kirchenjahr geschenkt. Sie nimmt uns darin an die Hand und führt uns von Station zu Station Gottes Weg mit uns und unseren Weg mit Gott und zu Gott:

- Vom Blick auf das Lebens- und Weltenende mit dem ganzen Ernst, den dieser Gerichts-Blick hervorbringt (Ende des Kirchenjahres im November),

- und von dem Klageschrei über unsere Welt, vom geradezu schmerzenden Hunger der Menschen danach, dass Gott, seine Herrschaft und sein Reich unter ihnen erscheine (Advent),
- zum überraschenden Geschenk eines Kindes, das reine Armut und Empfänglichkeit und so das ganze, das ewige Leben ist, mitten in unserer Nacht (Weihnachten);
- über die bewegende Menschwerdung Christi im verborgenen und öffentlichen Leben und Wirken Jesu, in seinem Anspruch, seinem Lieben, seinem Widerstehen, Leiden und Sterben und in seiner Auferstehung (die vorösterliche und Osterzeit)
- bis hin zur Einwohnung von Gottes Geist in Jesu Jüngerinnen und Jüngern, die einen missionarischen Auszug aus der Angst ins Bekenntnis, aus der sektiererischen Enge des Juden-Christentums in die Weite der großen Welt und vom Gipfel des großen Ereignisses in „alle Tage bis ans Ende der Welt“ anstößt (Pfingsten).

Nun will ich keinesfalls nur klagen und kritisieren; denn es gibt noch genug einzelne Christen unter uns, die den Geist dieser Feste lebendig in sich erfahren und betrachten und in ihr Leben wirksam einzulassen versuchen; auch entsteht durchaus in den liturgischen Feiern immer wieder mal eine dichte Atmosphäre, oft mit Hilfe einer gelingenden Übersetzung des Festesgeheimnisses in der Predigt. Die christlichen Feste stehen durchaus noch in Saft!

Doch aus der sattsam bekannten, da alljährlich wiederholten Art, diese Hochfeste des Kirchenjahres zu begehen, kennen wir auch eine unabweisbare Tatsache: Diese Feste werden von den Kirchenchristen und ihren mehr oder weniger kirchennahen oder kirchenfernen Zeitgenossen mit unterschiedlicher Intensität gefeiert. Weihnachten wird als allgemein beliebtes Lichter- und Wintersonnenwendefest von Christen wie Nicht-Christen, Nahen wie Fernen mit großem Aufwand und selten großer Einigkeit und Innigkeit begangen; Weihnachten ist noch so richtig po-

pulär. Ostern wird von kirchennahen Christen noch als Lebensfest gegen die Mächte des Todes erfahren, von den meisten Kirchenferneren und Glaubensmüden (auch unter den Kirchgängern) jedoch eher als Frühlingsfest und Auftakt der Urlaubssaison erlebt. Pfingsten wird von Kirchenchristen einerseits mit kaum verhohlener Verlegenheit und Ratlosigkeit als wenig aussagekräftiges Gründungsfest einer wenig kraftvollen Kirche abgehandelt, andererseits mit dem Rest der Gesellschaft als zweiter Auftakt der Urlaubssaison gelebt. Dreifaltigkeitssonntag bleibt unverstanden, Christi Himmelfahrt wird als mythologische Wiederholung des Osterfestes verkannt, Fronleichnam mit abnehmender folkloristischer Farbigkeit als sinnfrohe liturgische Verzierung des Pfarrfestes erlebt; Mariä Himmelfahrt rangiert wieder unter unverstanden und das Christkönigsfest unter Mittelalter. Und das alles, während eine durchaus ansehnliche und geistlich oft tiefschürfende Wortverkündigung den tiefen Sinn dieser Feste regelmäßig beleuchtet!

Was könnte da verkehrt sein? Etwa nur meine schiefe Brille?

Ich vermute – ungeschützt und in aller Kürze –, wir Kirchenchristen erliegen immer mehr den Verlockungen eines beherrschenden alternativen Lebensentwurfs der Mehrheit unserer Zeitgenossen und werden ihnen immer ähnlicher. Der *objektiv dominierende* Mehrheits-Lebensentwurf unseres Lebensraumes² lautet: „*Mammon*³ sei Dank, Lob, Ehr und Preis!

Holt für Euch und die Euren ruhig, ja, unbedingt aus diesem Leben zwischen Geburt und Tod und für dieses Leben (und für es allein!) so viel wie möglich heraus. Nutzt jede Gelegenheit aus und entzieht Euch nicht! Keiner darf ausscheren. Auf keinen Vorteil und Genuss darf verzichtet werden.“ „Denn morgen sind wir tot.“ (1 Kor 15,32) Unser im Weltmaßstab sagenhafter Reichtum hat uns dazu verführt, unser Leben unter dem Leitstern „Immer mehr!“ zu organisieren, als wäre es auf Teufel komm raus

als Paradies und Himmel zugleich zu stilisieren. Unsere Gesundheit wird als der Güter vermeintlich höchstes so aufwändig und anstrengend organisiert, dass ich in manchen Augenblicken für die Endlichkeit des Lebens dankbar werde. Weitere Risiken des Daseins werden so teuer versichert, als gelte es, damit das ewige Leben zu erwerben. Die meiste Energie, die noch vor gar nicht so wenigen Generationen in die Sicherung eines Lebens nach dem Tode gesteckt wurde, wird heute in Sicherungssysteme *vor dem Tod* investiert. Der Glaube an Gott, der durch den Tod hindurch trägt und das Leben umarmt und birgt, ist bei vielen geschwächt bis entkräftet – und das Ersatz-„Evangelium“ vom (einerseits) Leisten und (andererseits) Sich-was-Gönnen-Dürfen verfettet und versteinert die Herzen.

Dem entspricht in meiner Wahrnehmung eine spezifische „*Pathologie*“, die wir durch die Art, unsere christlichen Feste zu feiern, an den Tag legen; ich beschränke mich *auf naturgemäß einseitige* Schlaglichter:

Advent und Weihnachten

Die fast totale Kommerzialisierung beginnt teilweise bereits Mitte Oktober.

Die Wirklichkeit unserer Familien kann sich davon nicht wirksam abgrenzen:

Das Schenken und Sichbeschenken-Lassen verkommt zum Konsumzwang.

Gelegentlich erreichen die Geldausgaben dafür skandalöse Höhen.

Die häuslich-familiäre Organisation von Feierlich-Festlich-Besonders-Edel-Gemütlich-Besinnlich-Beschaulich wird zum Stress-Krampf.

Sitzen, zu gut essen und Verdauungsprobleme beherrschen die Festbegehung.

Die erhöhte nervliche Anspannung entlädt sich gehäuft in heftigem Streit. (Gerade das Fest der krampfhaften Harmonie bringt so manchen Konflikt hervor.)

Ein Unterhaltungsmarathon wird durch Medien und Kulturbetrieb in Gang gesetzt und gehalten.

Das liturgische und kirchenmusikalische Angebot der Kirchengemeinden wird auf ein gewiss bewundernswertes, aber auch höchst anstrengendes, anspruchsvolles Niveau hochgefahren und konkurriert unvermeidlich mit dem übrigen Kulturbetrieb der Festtage. Zusätzliche Termine zu den in Brühl sowieso viel zu vielen!

Weihnachten veroberflächlicht zu einem Fest der Sinne. Die kommerzielle Festbeleuchtung überträgt sich in die Kirche, nicht mehr umgekehrt! Die kommerziell überhitzte Schenkerei prägt und überformt die Erfahrung des Geschenkes, das Gott selber ist. Der Krach von Weihnachtsmarkt, Kaufhäusern, endlosem Gedudel und lärmenden Weihnachtsfeiern macht den still brausenden Lobgesang der himmlischen Heerscharen roh und gefühllos nieder.

Die eher stillen, wenig spektakulären Einladungen zur Reflexion, Besinnung und Betrachtung gehen darin fast unter.

Kein Wunder: Leibliches und nervlich-seelisches Unwohlsein bis Kranksein sind die Folge.

So verkommt Weihnachten, genauer gesagt: unsere Art, es zu begehen, zu dem unchristlichsten Fest überhaupt. Ein „Fest“ der Unfreundlichkeit des Menschen zu sich selber.

Fastenzeit und Ostern

Das Fasten lässt sich ja nicht wirklich kommerzialisieren! Aschermittwoch schneidet noch sehr deutlich die sinnliche, ebenfalls durchkommerzialisierte fünfte Jahreszeit des Karnevals ab.

Aber die damit beginnende Fastenzeit verblasst:

Sechs Wochen wie gewohnt *arbeiten* und sich zwischendurch *nichts gönnen*, das geht einfach nicht. Der Rhythmus des Erwerbslebens obsiegt: Leisten und Sich-was-Gönnen. Der Dauerstress der Fremd- und Selbstüberforderung des Erwerbslebens mündet in haltloser Erschlaffung der Freizeit. Der Spannungsbogen des Lebens hin zu MEHR als Erwerb und Genuss erschläft und fällt in

sich zusammen. Ersätze (Reisen, Medien, Drogen, raffinierter Kulturgenuss, Kicks und Events, möglicherweise selbst Liturgien usw.) müssen herhalten, um ein Scheinleben herzustellen.

Der durch Unterhaltungsmedien, Gaumenfreuden und Bewegungsarmut überanstrengte Sinnengenuss regiert daher ungebremst das Alltagsleben auch in der Fastenzeit.

Die Rituale der gläubigen Vergewisserung darüber, was das Leben, ernsthaft betrachtet, eigentlich ausmacht (z.B. Kreuzwegandachten und Meditationsgottesdienste, Nachtwachen und gemeinsames Gebet), ziehen ganz überwiegend nur noch die Alten, die Haupt- und die Ehrenamtlichen an.

Die Provokation des Verzichts als eines Ausdrucks des metaphysischen Hungers nach Gott und seiner Gerechtigkeit fällt aus. Selbst die Karwoche wird verstärkt kulturell-ästhetisch überformt und verziert, d.h. entkräftet und entleert. Karfreitag und Karsamstag sind Tage erschütternder Inhaltsleere: Gott ist endlich für alle Welt offenkundig tot. Wir haben es geschafft, ihn zusammen mit dem Hunger auf ihn in uns umzubringen. (Natürlich nicht wirklich, aber so gut, wie wir nur können!)

Als könnten auch die Kirchenchristen diese Leere nicht ertragen, hebt flugs zu Beginn der Osternacht, mitten in der lichtlosen Grabes-Kirche, der betäubende Lärm unserer Zeit wieder an: Die dunkle Kirche vor der Osternachtfeier ist ein Haus voll nervösem Krach; fast alles schwätzt unnötiges Zeug. Die Ostergottesdienste sind manchmal Spitzenleistungen liturgischer Choreographie mit anschließender liebevoll vorbereiteter Agape, mit vielen glänzenden Kirchenkonzerten im Gefolge; vor allem aber eröffnen sie „die Ostertage“, d.h. bringen viel freie Zeit, die wir Kirchenchristen ähnlich mobil, entspannungs-, genuss- und (vielleicht noch) familienorientiert verbringen wie die meisten Zeitgenossen. Nach fast drei Monaten Leistung dürfen wir uns mal wieder etwas gönnen.

Die kulinarischen Verrenkungen fallen nicht ganz so schlimm aus wie zu Weihnachten.

Pfingsten

Zu Pfingsten fällt einem wenig ein oder auf:

Neben dem festlichen Gottesdienst mit einer Predigt, die das Festgeheimnis irgendwie doch noch mit unserer Alltagserfahrung zu verknüpfen versucht, eher Frühlingsfreude und Ausflugslust. Sehr gut und erholsam, eine Labsal für Leib und Seele, aber eben keine Feier, welcher eine gemeindliche, geschweige denn gesamtkirchliche, soziale und politische Dynamik entspränge – außer den individualisierten theologischen Tugenden von Glaube, Hoffnung und Liebe, die in der kleinen Münze des christlichen Alltags realisiert werden.

Der Geist des Herrn durchweht hier nicht das All, und da schreitet auch Christus nicht durch die Zeit, höchstens durch unsere kleine Freude auf zwei hoffentlich warme Frühlingstage. Die will ich nicht gering achten – aber ist das alles, was Pfingsten uns offenbaren kann?

Sonntage und Feiertage im Allgemeinen

Sonn- und Feiertage werden hierzulande entweder mit Arbeit belegt oder dienen der völligen Entspannung. Als dritte Möglichkeit kommt das Verkaufen und Kaufen hinzu: der Flohmarkt. Damit ist die frohe Botschaft, dass das richtige Leben weder erarbeitet noch ergammelt noch gekauft oder verkauft werden kann, sondern uns letztlich geschenkt wird, entkernt, und der Stress des Erwerbslebens der Werkstage durchsäuert schon ganz die Symbole der Befreiung davon, wie der Sonntag eines ist.

Die alles überformende Leistungsmentalität wird durch den Einbruch der Schule ins Wochenende gefördert. (In Brühl durch unser katholisches Gymnasium.)

Unser Gottesdienst scheint aus dieser Sklaverei der Erwerbsgesellschaft nicht zu befreien. Er wird – folgenlos – in diese eingefügt. (Unsere unbestechlichen älteren Kinder erleben ihn oft als bloße Pflicht – neben

den endlosen anderen Pflichten auch, als Teil eines Zwangssystems.)

Viele unserer Gottesdienste selber haben das süße, sanfte Gift der Leistungsgesellschaft aufgenommen, etwa wenn der Durchschnitts-Kirchgänger sich fragt: Wer leitet dann und dann den Gottesdienst? (Entsprechend gehe ich dann hin oder bleibe da weg.) Wie kann der Priester predigen? Wie kann er meine Kinder, mich, uns ansprechen? (Ich habe nur seine menschliche Ansehnlichkeit oder Armseligkeit im Blick, nicht, was Gott an mir und an uns tun will und wie wir Ihm danken können – auch im Medium einer nicht so guten Predigt oder Katechese.) Wie unterhaltsam ist der Gottesdienst für Kinder? Was hat die Vorbereitungsgruppe sich diesmal einfallen lassen? (Spaß muss es machen.) Wie gut wird er musikalisch begleitet? Wie gut spielt der Organist? Wie singt der Chor? (Die etwas gedankenlose, gottvergessene Unsitte des Beifallklatschens! Für wen wird denn das alles letztlich aufgeführt? Doch nicht zu unserer Ehre!*)

Die Messe steht so in Gefahr, zu einer rein menschlichen Veranstaltung zu verkommen, bei der wir einander ein wenig Girlanden umhängen, aber unsere schweren Ketten behalten und uns nicht durch Gott von der Sklaverei der menschlichen Werkgerechtigkeit befreien lassen.

Ich breche hier ab, bevor oder weil schon Steine geflogen kommen! Ich bitte auch für die unhöfliche Polemik ein wenig um Entschuldigung. Wenn ich jedoch hier und da etwas Richtiges getroffen habe, können wir so nicht weiter machen, sondern müssen nicht weniger als – umkehren.

Wie aber soll das gehen? Wo beginnen?

Gewiss sind die christlichen Hochfeste und die Sonn- und Feiertage öffentliche symbolische Demonstrationen ersten Ranges, was der christliche Glaube bedeutet und will.

Hängt aber nicht alles mit allem zusammen? Gibt es nicht noch *viel mehr Baustellen*, die es alle gleichzeitig im Auge zu behalten gilt? Etwa mein persönliches Leben der Betrachtung, der Beschauung und des Betens; die Glaubensdisziplin des Familienlebens (gemeinsames Beten, gemeinsamer Gottesdienst, Gespräche und Debatten, gemeinsame Vorbereitungszeiten auf Weihnachten und Ostern, gemeinsames Zeugnis der Liebe zu Gottes Geschöpfen: zu Menschen nah und fern, Tieren, Pflanzen, Erde); die Übungen des geschwisterlich begleiteten Wachstums im Glauben (geistliche Gespräche mit einem Seelsorger, Beichte); der Einsatz für die von der Liebe beseelte Gerechtigkeit

Ja, es gibt überall Baustellen; der Wurm sitzt überall – aber wir müssen irgendwo anfangen. (Franz von Assisi's letztes überliefertes Wort: „Brüder, lasst uns endlich anfangen!“). Nehmen wir das Netz des Lebens an einer Stelle hoch – und wir halten alles in den Händen, und kein Aspekt wird auf die Dauer unberührt bleiben. Wir können daher auch bei unserer Art der Festbegehung anfangen, bei der Liturgie der Hochfeste, der Sonn- und Feiertage und bei ihrer Entsprechung im häuslichen und gemeindlichen Leben.

Nun ließe sich noch manches zu den Grundsätzen einer gesunden Feier von Hochfesten oder des Sonntags sagen. Etwa zur notwendigen christlichen Einheit von Wort/Symbol und Werk/Tat, wie Dietrich Bonhoeffer es für seine Zeit auf den Punkt brachte: Es dürfe nicht gregorianisch singen, wer nicht auch für die verfolgten Juden schreie. Den liturgischen Symbolen müssen im Leben der Christen und ihrer Gemeinden soziale, karitative und politische Symbole entsprechen. Oder die Frage, wie kritisch und stark (auch bewegend bis erschütternd, ja, irritierend, aufreizend und schmerzhaft provozierend?) die Auslegungen der Liturgie sich auf unser tatsächliches Leben beziehen dürfen. Oder wie viel Kunst-Ästhetik (in Musik, Bildern, Lyrik und sonstigen wohlgesetzten Worten) und zusätzliche künstliche Symbolik die Liturgie verträgt, ohne das

reale Leben mehr zu verstellen als zu erhellen.

All dies wird auch zu diskutieren sein. Hier möchte ich nur einen durchaus primitiven, *praktischen Vorschlag* machen, der mir schon wiederholt in Augenblicken, da mir „das alles zu viel“ wurde, als mögliche erste Schneise durch das Dickicht erschienen ist: **Halbieren und Verdoppeln!** Fahren wir ausnahmslos alles, was uns die Feste (im kritisierten Sinne) „schön, lieb und teuer“ macht, um 50% zurück, und stocken wir alles, was uns in die Geheimnisse der Feste tiefer und realitätsnäher und lebensfördernder einführt, um 100% auf. Zum Beispiel:

- In den Familien könnte in der Vorbereitungszeit auf die Hochfeste sowie an den Sonn- und Feiertagen selber der auf Zerstreuung abstellende Medienkonsum einfach mal abgestellt werden – im Sinne eines Gegengewichts zu seinem freizügigen oder maßlosen Genuss zu anderen Zeiten. Das Festessen ließe sich leicht in Menge, Raffinesse, Geldpreis und Arbeitsaufwand halbieren. Ebenso ließen sich die Geschenke recht einfach am Geldmaßstab entlang halbieren. Die frei zugänglichen zusätzlichen Süßigkeiten und alkoholische Genussmittel gleichfalls. Auch der Aufwand für den Festschmuck ist halbierbar. Genauso wie der Rundum-Aufwand bei wechselseitigen Familienbesuchen. Der fleißige Besuch von Kulturveranstaltungen (Theater, Oper, Konzerten) kann, wo er zum guten Ton der Feste gehört, mit Gewinn reduziert werden. Und der Anspruch an die auf Hochglanz geputzte Häuslichkeit kann sich mit der Hälfte bescheiden. Auch dem Arbeiten, Lernen für die Schule und dem Kaufen wie Verkaufen kann an Sonn- und Feiertagen Einhalt geboten und die Ruhe des Festtags gepflegt werden. Der Verzicht auf die Hälfte von allem, was der Selbstinszenierung, Selbstbestätigung, Steigerung und Überhöhung des materiellen und sinnlichen Lebens dient, kann eine vielleicht zunächst schwer erträgliche, aber bald sehr heilsame Stille und

Leere erzeugen. Der Phantasie im Zurückführen sind keine Grenzen gesetzt. Und sicher gibt es dafür bereits zahlreiche Beispiele, die erprobt und bewährt sind.

- Auch in der Kirchengemeinde verträgt es so manches bürgerliche „Immer-Mehr“ von Festesglanz und zusätzlichem Programm und Extra-Aktionen abzuspecken. Die Liturgie bietet wahrhaftig genug kirchenmusikalisch gestaltbare Höhepunkte; bedarf es wirklich zusätzlicher Konzerte gerade zu den sowieso schon für die Kirchenmusiker besonders arbeitsintensiven Festtagen?⁵ Auch muss im Ablauf der Liturgie nicht jede Gelegenheit genutzt werden, um pausenlos zu tönen und laut- als unsere Leere zu übertönen.
- Und was ließe sich nicht alles „verdoppeln“?! Die Zeit, in der ich äußerlich und von innen heraus Ruhe einkehren lasse; die Zeit, in der ich meine geistige und geistliche Leere in mir aufsteigen lassen, während mein innerer Mensch im Alltags- wie Festtagsbetrieb und -lärm gerade umzukommen droht; die Zeit, in der wir Gott in der Familie zu Wort kommen lassen, sei es, dass wir sein Wort lesen und uns darüber austauschen – und sei es, dass wir über eine so unerhörte Zumutung streiten, gefragt zu werden, wie seine Wirklichkeit einen Unterschied in unserem Leben ausmachen kann; oder die Zeit unseres stammelnden bis wortlosen Betens, oft eine einzige Verlegenheit und Hilflosigkeit, die es auszuhalten gilt. Franz von Sales sagt sinngemäß, man solle täglich Gott für eine halbe Stunde lauschen – außer in Zeiten mit besonders viel Arbeit; dann solle es eine ganze Stunde sein.
- Auch in der Kirchengemeinde ließe sich die Verdoppelung üben: im Angebot von eher stillen und still machenden Gottesdiensten; in den möglichen Übungen der „kleinen Stille“ mitten in der Liturgie der Messe (*vor* jedem Beginn, zum Bußakt, vor den Gebeten, nach den Lesungen, nach der Predigt, nach jeder Fürbitte, vor dem Vater Unser, nach der Kommunion ...); in der Begegnung mit einem Seel-

sorger (Priester oder Laien), dem ich mich stelle und anvertrauen darf, weil er für Gott selber da ist – hier müssen sicher nicht wenige von uns sogar von 0 auf 100% steigern, unpopulär wie die Beichte aus schlechten Gründen geworden ist. Und was wäre mit dem alten Unterfangen einer Gemeinde-Mission in zeitgemäßer Form: Könnten wir nicht alle einen beherzten missionarischen Angriff auf unseren unsicheren Glauben, unsere wohldosierte Hoffnung und unsere abgekühlte, nur noch glimmende Liebe vertragen?

Liebe Kolleginnen und Kollegen! Liebe Freunde! Liebe Schwestern und Brüder im Glauben!

Ich breche hier ab. Mein Brief endet in blindem Tasten und einem gewissen Stammelnen. Ich gestehe meine Ratlosigkeit, wenn es daran geht, konstruktive Alternativen zu finden. Ich bin mir sicher, dafür braucht es viel Gebet, warme bis brennende Herzen und heiße Beratungen. Nun, dafür sind wir ja da. Unser Pfarrer hat vor Monaten einmal eine seiner Kurz-Predigten an dem Motto aufgehängt: „Bevor du sprichst, frage dich: Ist es wahr? Ist es freundlich? Ist es notwendig? Ist es besser als schweigen?“ Ich habe mir diese Fragen, eine nach der anderen, gestellt. Ich hoffe auf ein Lächeln des Herrn, was die Wahrheitsfrage angeht; auf sein leises Nicken, was die Frage des Stils, und auf sein heftiges Nicken, was die Frage der Notwendigkeit angeht. Doch ich schwanke immer wieder, ob es nicht besser wäre zu schweigen. Auch aus Bequemlichkeit. Am Ende fällt mir immer Jesu Wort ein: „Was ich euch im Dunkeln sage, davon redet am hellen Tage, und was man euch ins Ohr flüstert, das verkündet von den Dächern“ (Mt 10,27). Und ich zittre angesichts der Möglichkeit, dass ich vielleicht die Einflüsterung des Bösen mit der des Herrn verwechsle. Werden wir es schaffen, die Geister zu unterscheiden?

Ich möchte auf keinen Fall in schlechter katholischer Tradition einen vorhöllischen

Ersatz für Gottes Reich auf Erden vorschlagen, als könnte irgendetwas, was *wir* tun oder lassen, uns gerecht *machen*. Wer aber möchte nicht, dass unser Glaube tiefer, unsere Hoffnung höher und weiter und unsere Liebe wärmer bis brennender werde?

Lassen wir doch den Herrn bei uns ein! Ihr
und Euer
Michael Exeler

zuletzt sind doch Orgelspiel und Gesang Verkündigung: Sie verkünden Gott in unserer Mitte und nicht unseren Verdienst.

Anmerkungen:

- ¹ Brühl, 30.12.2007
- ² Trotz der entlang etwa der Sinus-Studie zu differenzierenden Milieus beherrscht die Maxime der Sicherung, Versicherung, Absicherung und vollkommen eigenmächtigen Gestaltung bis Verfeinerung unseres Lebens in der Welt die Menschen in unterschiedlicher Weise – und auch die „Gläubigen“.
- ³ Das Wort Mammon leitet sich ursprünglich vom aramäischen Wort aman ab und bedeutet „das, worauf man vertraut“. Einer anderen Quelle zufolge stammt es von dem aramäischen Wort mamona (Vermögen, Besitz) ab. – Das „Amen“ in der Kirche stammt aus derselben Wortwurzel und bedeutet in scharfer Konkurrenz zum Mammon: „So sei es – *hierauf* verlasse ich mich (und nicht auf den Mammon!)“.
- ⁴ Kurz vor Beginn der Abschlussmesse zum Ewigen Gebet am 08.12.2007 – Unser Pfarrer nahm gerade die Monstranz mit der Hostie vom Zelebrationsaltar, um sie wieder ins Tabernakel zu bringen – erhob sich wieder einmal das Klatschen – allerdings, wie ich bemerkte, für den Organisten oder Chor. Hier wurde mir sehr klar, wem der Applaus an erster Stelle und am meisten gebühren würde – und dagegen wäre dann m.E. auch nichts einzuwenden. Behalten wir also den Applaus gerne bei – aber geben ihm einen anderen Sinn, erfüllen ihn mit dem Geist der Liturgie, der Gottesverehrung!
- ⁵ Man verstehe mich bitte richtig: Ich möchte weder unseren hart arbeitenden Kirchenmusikern noch den vielen Chorsängern am Zeug flicken oder die Freude verderben. Kirchenmusik und Chorvortrag zur Ehre Gottes darf und soll den Ausführenden sowie der genießend zuhörenden Gemeinde auch Freude machen. Müssen aber die Konzerte sich stressvoll in wenigen hochfestlichen Wochen zusammenballen? Könnten sie nicht weniger Stress verursachend verteilt werden? Und was wäre dagegen einzuwenden, zumindest dann und wann eine Aufführung ohne Applaus zu belassen, nur um hervorzuheben, dass sie zur Ehre Gottes erfolgt ist und der Kunstgenuss einem Ziel jenseits seiner selbst dient? Zuerst und

Begräbnisdienst

Der Begräbnisdienst gehört zum allwöchentlichen, ja oft alltäglichen Dienst der Priester und der anderen pastoralen Berufe. Diesen Dienst habe ich sich verändernd und mich verändernd erlebt in den letzten 30 Jahren.

An meiner ersten Stelle als Kaplan in einer Stadtteilgemeinde mittlerer Größe bestimmte die Schule zeitlich und gefühlsmäßig meinen pastoralen Alltag.

Für den Begräbnisdienst waren zuständig der Pfarrer und der Kaplan.

Für mich, den Neuling, der noch nicht viele Gemeindemitglieder kannte und der die tragischen Todesfälle gerne dem Pfarrer überließ, war dieser Dienst nicht belastend. Ich besuchte jede Trauerfamilie und mit drei Standardpredigten konnte ich gut leben.

Damals, vor 30 Jahren, übernahm der Priester, der den Begräbnisgottesdienst feierte, natürlich auch die folgende Beerdigung. In den Innenstadtgemeinden war das nicht üblich. Es gab einen zentralen Begräbnisdienst: Ein Priester war zuständig für alle Begräbnisse auf diesem Friedhof an diesem Tag. Das Persönliche trat in den Hintergrund, wichtiger war die Organisation der Beerdigungen. Damals, in dieser Großstadt, galt der Begräbnisdienst als lästige Pflicht, der nicht viel Wert zugemessen wurde. Das Unterrichten in der Schule durch die Priester war wichtiger und zukunftssträchtiger.

In meiner zweiten Stelle als Pfarrer zweier kleiner Eifelgemeinden nahm die Anzahl der Begräbnisse ab. Aber dafür kannte ich die Trauerfamilien und auch den/die Verstorbene/n. Durch jedes Begräbnis wurde ich persönlich angesprochen. Der Tod berührte das ganze Dorf, die ganze Gemeinde. Bald aus jedem Haus nahm ein Bewohner am Begräbnis teil, selbst Berufstätige.

In dieser Zeit starb mein Vater. Ich erlebte den Verlust eines mir wichtigen und nahen

Menschen. Ich saß jetzt in der Kirche als Trauernder. Meine Einstellung zu Sterben, Tod und Trauer, zum Begräbnisdienst und Dienst an den Trauernden veränderte sich. Ich konnte jetzt mit der trauernden Familie fühlen.

In meiner dritten Stelle – in einer großen Stadtteilgemeinde – gehörten Tod und Begräbnis zu meinem Alltag. Bei 1,5 % Begräbnissen musste ich mit 80 Begräbnissen im Jahr rechnen. Diese Aufgabe übernahm ich mit mehreren Kollegen, mir blieben aber als Pfarrer im Jahr 60 Begräbnisse. Sterben, Tod und Begräbnis bestimmten jetzt meinen wöchentlichen Alltag. Auch im Alltag der Gemeinde wurde Tod und Trauer miterlebt: Nachbarschaften und Vereinsmitglieder gaben auch in dieser großen Gemeinde dem Verstorbenen die letzte Ehre. Das Begräbnis war noch eine öffentliche Angelegenheit, nicht nur ein Familienereignis. Meine sonntägliche Verkündigung wurde stark von Sterben, Tod und Trauer bestimmt. Auch die Gemeinde nahm Trauern gestalten als eine Aufgabe an. Als Beispiel sei genannt, dass Vereinsmitglieder liturgische Dienste beim Begräbnisgottesdienst übernehmen. Wir haben zu einer Gesprächsreihe eingeladen: „Menschenwürdig Sterben“ und „Unsere Eltern werden älter“.

In den ersten Jahren in dieser großen Gemeinde hat mich dieser zahlreiche Begräbnisdienst stark belastet. Diesen Dienst wollte und konnte ich nur persönlich gestalten. Im Laufe der Jahre wurde mir immer mehr bewusst, dass ich die Gemeinde kennen lernte durch Trauerbesuche, ja ich habe Familien mit ihren Generationen kennen gelernt, ich habe Menschen in sehr dichten Gesprächen erlebt. Bei welchen Gelegenheiten gelingt das in der Seelsorge so tief und dicht wie bei Trauerbesuchen? Heute weiß ich, dass ich meine Pastoral in dieser Gemeinde stark durch die Trauerpastoral habe bestimmen lassen. Unter Kollegen wurden vor Jahren Begräbnisdienste als lästig und zeitraubend hingestellt, die Fremdheit der Trauergemeinde in der Kirche eher belächelt, als dass die Trauernden ernst genommen wurden. Diese Last hat sich in den letzten

Jahren gewandelt in berufliche Zufriedenheit. Manche Kollegen haben mir diese Erfahrung auch mitgeteilt. Die Nähe zu Menschen in diesen existentiellen Lebensereignissen gehört für sie zum Wichtigsten des beruflichen Alltages.

Die Aufwertung der Trauerpastoral geht einher mit der Beauftragung in unserem Bistum von haupt- und ehrenamtlichen Laien zum Begräbnisdienst. Diesen Dienst haben die Laien mit sehr viel Zeiteinsatz und mit Empathie geleistet und die Trauer persönlich gestaltet. Trauerpastoral ist heute anders gestaltet als vor 30 Jahren, menschlicher und kompetenter. In meinem jetzigen Aufgabenbereich, zwei Pfarrgemeinden in derselben Großstadt, aber im Innenstadtbereich, hat sich dieses pastorale Feld total verändert. Die Anzahl der Begräbnisse ist gleich, den Dienst teile ich mir mit mehreren Kollegen im pastoralen Dienst und Ehrenamtlichen, Frauen und Männern. In der Innenstadt erlebe ich meist nur eine Generation, die Angehörigen wohnen in anderen Stadtteilen. Das Kennenlernen einer Familie entfällt. 70% der Begräbnisse gehen nur noch von der Totenhalle aus. Auf Begräbnisgottesdienste in der Pfarrkirche – Wortgottesfeier oder Eucharistiefeier – wird verzichtet. Das bedeutet, die Zeit verkürzt sich, die Trauer und auch die Hoffnung in einem Gottesdienst zu feiern. Es bleibt der 30 Minutentakt der Totenhalle. In diesem mir fremden Raum ist eine liturgische Gestaltung schwer möglich, im günstigen Fall ist eine Orgel vorhanden, oft nur ein CD Player. Wie oft findet das Begräbnis nur im engsten Familienkreis statt, die Pfarrgemeinde nimmt nicht Anteil, höchstens einige Nachbarn. Die Totenglocke erklingt auf dem Friedhof, nicht mehr von der Pfarrkirche. Sechswochenamt und erstes Jahrgedächtnis werden selten gewünscht.

Jetzt erlebe ich, dass die christlichen Kirchen für die Großstadt die gemeinsame Aufgabe haben, eine christliche und auch eine menschliche Kultur der Trauer zu bewahren und bewusst zu gestalten. In unserer Stadt nehmen wir diese Aufgabe wahr und wir nehmen sie an. Es gibt einen Gesprächskreis mit Vertretern der Stadt, Mitarbeitern aus

dem Friedhofsamt, mit Vertretern der Bestatter und mit Pfarrern der evangelischen und der katholischen Kirchen. Wir wollen nicht gelähmt zuschauen, wie der Kostendruck, wegfallende Versicherungszahlungen und erhöhte Friedhofsgebühren unsere christliche Trauerkultur verändert. Wir, die Kirchen, die Bestatter und die Stadtverwaltung sehen uns in einer gemeinsamen Aufgabe, Menschlichkeit in Tod, Abschiednehmen und Begräbnis zu bewahren.

Literaturdienst

Franz-Josef Nocke: Was können wir hoffen? Zukunftsperspektiven im Wandel. Echter Verlag, Würzburg 2007. 253 S.; 19,80 €.

Was dürfen wir hoffen? Mit dieser leisen Frage klopfen wir an der Tür des „eschatologischen Bureaus“, von dem Ernst Troeltsch Anfang des 20. Jahrhunderts (1911/12) sprach und zugleich feststellte, dass es „zumeist geschlossen“ sei, „weil die Gedanken, die es begründeten, die Wurzel verloren haben“. Erstaufliegender Weise wurde das 20. Jahrhundert ein Jahrhundert der Eschatologie; und das *eschatologische Bureau* bleibt weiterhin geöffnet.

Franz-Josef Nocke (Professor für systematische Theologie an der Universität Duisburg; Jahrgang 1932) hat im neuen Jahrhundert eine Buch zur Eschatologie vorgelegt, das noch vor der Hoffnungszyklika von Papst Benedikt XVI. erschienen ist: Was können wir hoffen? Zukunftsperspektiven im Wandel. Der Autor hat sich in zahlreichen Veröffentlichungen mit der christlichen Eschatologie befasst. Aus langer wissenschaftlicher Erfahrung, profundem Lebenswissen und seelsorglicher Kompetenz geht er dieser Frage erneut nach und beleuchtet den Wandel der Zukunftsperspektiven. Es ist kein *Lehrbuch der Eschatologie*, kein fertiger systematischer Entwurf; es sind Zwischenergebnisse, teilweise Tagungsberichte, Anläufe, gedeutete Beobachtungen, manchmal nur bescheidene Vorworte zu Gesprächen. Gerade in dieser sympathischen *Unfertigkeit* ist es so dialogisch angelegt. Nocke nimmt epochale Stimmungen, Umbrüche und Einsichten wahr und vermittelt sie mit der zeitgenössischen theologischen Diskussion. Die Hoffnungs-Perspektive wird nicht isoliert. Mit der Kraft zur Hoffnung greifen wir über uns und das Menschenmögliche hinaus, lassen zu, dass Gottes Nähe und die schöpferische Gegenwart im Heiligen auf unser Denken und Handeln übergreift und es innerlich *motiviert*. Wir dürfen hoffen auf das, was uns übersteigt, auf mehr als alles, was wir uns ausdenken und bewerkstelligen können. Wir dürfen hoffen auf ein Du, eine Person, ein freundliches entgegenkommendes Gesicht. Hoffnung, die in der Auferweckung Jesu ihren Grund hat, kann keine bloße schöne Theorie, kein spekulatives Spezialwissen von unbekanntem letzten oder allerneuesten Dingen sein („de novissimis“ hieß der Hoffnungstraktat früher!). Die Hoffnung hält die Frage wach, wer uns endgültig macht, wer uns zu guter Letzt erneuert und qualifiziert, auch dieser Welterschöpfung ein besseres Antlitz zu geben.

Nocke fragt nach der Zukunft der Hoffnung in Zeiten des Wandels.

Alles wandelt sich. Wandelt sich auch die Hoffnung, die Zukunftserwartung? Wie behält die Hoffnung ihre Chance, nachdem der Fortschrittsoptimismus des 19. Jhs. durch den Tiefpunkt der Shoa verdüstert und gebrochen ist. Kann die Hoffnung *aufstehen* da, wo sie erloschen ist und die Zukunft millionenfach vernichtet wurde? Wie können wir Zeugen der in der Auferweckung Jesu grundgelegten Hoffnung begründet Antwort geben – in einer Epoche, nach dem Ende der großen innergeschichtlichen politischen Eschatologien und *Meistererzählungen*, im Blick auf die „Utopielosigkeit der Nutella-Generation“, die zukunftslos im Erlebnis des Jetzt aufgeht? In welchem Verhältnis stehen *Hoffnung* und *Sehnsucht*? Wie kann die Kirche in Zeiten der Mangelverwaltung ein Haus der Hoffnung und Zeugin des *Mehr als alles* bleiben?

Nocke erinnert daran, wie sehr der christliche Hoffnungs-begriff in den biblischen Verheißungen Gottes gründet, die all unser Sehnen übersteigen, aber auch nicht beziehungslos neben den guten Erfahrungen stehen, in denen Er sich zeigt und in denen schon jetzt ein Vorschein des Erhofften aufleuchtet.

Die Liturgie ist Fest der Hoffnung, Vorgriff, Verge-wisserung, kühner Ausblick (diesen Gedanken hätte ich mir etwas ausführlicher entfaltet gewünscht). Eine wahrhaft geerdete Hoffnung lähmt nicht das notwendende Handeln im Hier und Jetzt, sondern macht Mut zu kleinen Schritten, entlastet vom Erfolgswang.

Was also zeichnet diesen Reader, der vom Ansatz her auf die bibeltheologische Fundierung verzichtet, neben der verständlichen Darstellung theologischer Sachverhalte für interessierte Leser/innen aus?

Hervorheben möchte ich das Kapitel „Gespräch mit der Astrophysik: Wenn die Sterne verlöschen“. Die hier angedeutete Auslegung des Begriffs „Vollendung“ und die Annäherungsversuche an den Begriff „Ewiges Leben“ versuchen, naturwissenschaftliche Betrachtungsweisen mit theologischen Hoffnungs-bildern in Dialog zu bringen – ohne dogmatische Festschreibung; eher als Deutungsangebot auf dem Hintergrund zentraler christlicher Hoffnungs-bilder. Der Autor profitiert an dieser Stelle von der Erfahrung, die er in den vergangenen Jahren im Gespräch mit Naturwissenschaftlern gemacht hat. Neugier und Sachkunde prägen diesen Dialog.

Zu diesem Kapitel passt die Erinnerung an die kosmische Eschatologie Teilhard de Chardins. Was darf ich hoffen inmitten der leidvollen Trennungen, Spannungen, Widersprüche der Welt? Auf welchen Einheitspunkt läuft alles hinaus? Für Teilhard ist in Christus, Alpha und Omega (Offb 1,8), die kosmische Versöhnung möglich. Das Christusereignis ist das Kriterium der christlichen eschatologischen Hoffnung. Wir hoffen

nicht in einen leeren Raum hinein, sondern auf *ein Gesicht* zu.

Aktuelle Überlegungen bringt auch das Kapitel „Was bringt's?“, in dem im Vorlauf zu einer *ars moriendi* der christliche Begriff der Hoffnung entwickelt wird. Dafür, dass diese Befreiung und Ermutigung zur Hoffnung kein theoretisches Unternehmen bleibt, sorgen die Zwischentitel – die weniger das Große in den Blick nehmen als vielmehr der Hoffnung im Kontext des Alltags mit all seinen Brüchen und Verwerfungen einen Platz einräumen.

Dem Autor gelingt dieser Transfer in einem Ton und in einer Verständlichkeit, die auch manchen interessierten Laien erreichen wird – und das, ohne zu simplifizieren oder unterhaltend zu banalisieren.

Der Leser spürt es zwischen den Zeilen: Der Autor ist selbst gespannt, wohin ihn seine Überlegungen führen. Ihm gelingt es, immer wieder den *Blick zurück zur Erde* zu biegen, geschärft von einer Hoffnungsperspektive, die unserem Tun allererst Orientierung, Gelassenheit, Gewissheit verleiht.

Der Systematiker hat gut lesbare Beiträge vorgelegt, die einen verlässlichen Überblick und Durchblick bieten.

Reizvoll wäre es, die Beiträge dieses Buches in ein Glaubensgespräch mit der Hoffnungszyklika unseres Papstes einzubringen.

Ein Wort von Ernst Bloch aus dem Jahre 1969 ging mir beim Lesen auf:

„Zu den Hoffnungen, die wir uns machen, gehört die Hoffnung, die uns bereitet ist“.

Kurt Josef Wecker

Kurt Josef Wecker

Regine Correns: Wo wohnst du? Geistliche Erzähltexte zum Kirchenjahr. Bernardus-Verlag 2008. 144 S., 9,90 € .

Es gibt aus letzter Zeit eine Reihe von Büchern, die zum Beten helfen wollen, sog. Gebetsschulen. Ein solches Buch, das aber ganz anders vorgeht als die herkömmlichen, soll hier vorgestellt werden. Es ist entstanden aus dem Gespräch mit Menschen, die sich im „Atrium“, einer Einrichtung der Citypastoral in Bremen, eingefunden haben, um als Ungetaufte den kath. Glauben kennen zu lernen bzw. als Getaufte den Kontakt zur Kirche wieder zu beleben. Es galt, die Liturgie der Kirche, wie sie sich in Festen und Feiern entfaltet, neu zu entdecken oder zu vertiefen und zum Mitvollzug einzuladen. In dem o. a. Buch beschreibt die Verfasserin, vormals Lehrerin an der Kath. Schule in Bremen, wie sie das Kirchenjahr betend miterlebt, sagt damit einfach: So mach ich es, mach mit, versuche es so oder auf eine andere, dir gemäße Weise.

Dabei geht sie aus von dem, was ihr in ihrer Stadt, in der Großstadt Bremen, und in der Natur begegnet. Sie erzählt von ihrer persönlichen Lebenssituation und flicht darin ein Begegnungen mit Menschen unterschiedlicher Art: Verwandten, Ausländern, Kranken, Hilfsbedürftigen. Diese vielen Eindrücke, die Atmosphäre der Jahreszeiten, die kirchlichen Festtage, all das bringt sie in ihr tägliches Beten ein. Sie beschreibt – zum Nachahmen ermutigend – , wie Lieder, Hymnen, Worte der Schrift, Bilder, Elemente des Stundengebetes und kleine Rituale zum Leben mit Christus führen. Schweigen und Beten, Gottesdienst und Sakramentenempfang, eine geistliche Struktur der Woche und des Sonntags sind wichtige Elemente auf diesem Weg.

Die Autorin erzählt von den liturgisch fest geprägten Zeiten ebenso wie von den festfreien Zeiten, erzählt von den Gedenktagen Marias, der Engel, der Heiligen, erzählt von Arbeitstagen ebenso wie von den Wochen des Urlaubs.

Das Büchlein ist in einer wohlthuend lebendigen und kraftvollen Sprache geschrieben. Es wird nicht pädagogisiert, sondern einfach erzählt. Die sparsam eingeflochtenen Gedichte lassen nachdenklich werden. Nicht nur „Stadtmenschen“, auch nicht nur „Anfänger“ im Leben mit der Kirche, werden hier auf den relativ wenigen Seiten eine Fülle von sehr praktischen Anregungen finden. Auch wer seit langem mit der Kirche und ihren Feiern lebt, kann sich zu neuer und vertiefter Freude am liturgischen und persönlichen Beten führen lassen.

Norbert Friebe

Unter uns

Auf ein Wort

„Und jedes Ausziehen und Erziehen von Kindern nährt sich zutiefst aus der Kraft dieses Ausgreifens in eine ideale menschliche Zukunft, deren Realität das Kind bereits wie ein „Geheimnis“ vorwegnimmt.“
(Medard Kehl: Dein Reich komme. Verlagsgemeinschaft Topos plus, Kaevelaer 2003, 28).

Liebe Hanna,
als ich über mich und das Leben nachdachte, fielen mir Gedanken von Ruth Heil in die Hand:
„Als Du entstanden bist, war das eine Sternstunde Gottes. Er sprach: „Es werde!“ – dann wurdest Du. Du bist kein Unfall und kein Zufall, sondern ein Einfall Gottes. Und Gott sagte zu Dir: „Du bist wertvoller als ein Stern, der irgendwann im Weltall verglüht! Du bist gerufen, für mich und die Menschen zu leuchten. Und ich gehe vor Dir her, wie der helle Morgenstern. Sei getrost, mein Kind – ich weise Dir den Weg auch im dunklen Tal! Du bist kostbar in meinen Augen und ich habe Dich lieb.“

Ähnlich drückt dies der Propheten Jesaja aus, wenn er sagt: „Weil du in meinen Augen teuer und wertvoll bist und weil ich dich liebe.“ Und ich stellt mir die Frage: „Stimmt das eigentlich? Bin ich, bist Du wertvoll? Oder ist das nur ein Wunschdenken von uns Menschen?“ Da kam mir etwas in den Sinn, was ich mit Dir erleben durfte. Als deine Mutter mit Dir schwanger war, Dein Vater sich abgesetzt hatte und viele Freunde ihr rieten, Dich abzutreiben, denn Deine Mutter war noch sehr jung und sie meinten, Du würdest ihr ihr Leben verbauen, denn sie hatte noch keine Ausbildung und durch Deine Geburt, würde dies in weite Ferne rücken. Da gab es jemanden, der Deiner Mutter Mut machte, Dich zur Welt zu bringen Er versprach, Euch zu unterstützen, und egal was kommt, für Dich und Deine Mutter da zu sein. Dieser jemand war Deine Oma.

Als sie Euch dieses Versprechen gab, kannte sie Dich noch gar nicht, denn Du warst noch im Bauch Deiner Mutter. Aber schon bald nach

Deiner Geburt, wurde deutlich, dass Du ein ganz wichtiger Mensch für sie bist. Ja sogar der Grund dafür, überhaupt noch leben zu wollen. Deine Oma war unheilbar krebskrank und sie kämpfte gegen die schlimme Krankheit an, denn sie sagte sich: „Für meine Hanna muss ich doch noch da sein! Ich darf noch nicht sterben!“ Und immer dann, wenn sie Dich sah, bekam sie bei aller Aussichtslosigkeit angesichts ihrer Krankheit neuen Lebensmut. Sie wollte leben – für Dich!

Das alles steht am Anfang Deines Lebens! Ich habe es erlebt! Du kannst das nicht wissen, darum schreibe ich es Dir, denn als Deine Oma starb, warst Du erst 3 Jahre alt.

Schon allein das, was ich zusammen mit Dir in Deinen ersten Lebensmonaten erlebt habe, macht Dich kostbar und wertvoll – alles ohne Dein Zutun, ohne Deine Leistung, ohne Deinen Verdienst, einfach nur dadurch, dass Du da bist. Und all mein schlaues Reden als Pfarrer, all das professionelle Tun von Psychologen und Sozialarbeitern, die jahrelang studiert haben, konnten nicht das schaffen, was Du – nur allein, dadurch dass Du da warst – geschafft hast: einem Menschen, Deiner Oma, in schwerer Krankheit helfen, zu leben. Das hast Du gemacht!

Und wenn Du eines Tages traurig bist, wenn Du Dich fragst: „Was soll mein Leben? Wozu bin ich nütze?“, dann erinnere Dich an meine Zeilen, die ich Dir heute, an Deinem 4. Geburtstag schreibe.

Und sei gewiss, Du bist nicht nur in den Augen Gottes kostbar und wertvoll.

Dein Hans-Günter Sorge

(Pfarrer in St. Heinrich, Hannover)

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E